

FRAUENGESTALTUNG

bei

THEODOR FONTANE

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Philosophischen Fakultät

der

Universität Frankfurt a. Main

Vorgelegt von

LORE GRAGES

aus Daressalam (Ostafrika)

Buchdruckerei G. Otto, Heppenheim (Bergstr.)

1931

Referent: Prof. Dr. Franz Schultz.
Korreferent: Prof. Dr. Hans Naumann.

Tag der mündlichen Prüfung:
20. Dezember 1930.

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung	5—7
I. Die an keine Zeitepoche gebundenen Charaktere	8—49
1. Die schuldlos Schuldigen	8—25
Grete Minde	
Hilde	
Cécile	
Effi Briest	
2. Die Lebenskräftigen	26—35
Witwe Pittelkow	
Mathilde Möhring	
Corinna Schmidt	
Christine v. Holk	
3. Die Entsagenden	35—39
Renate von Vitzewitz	
Stine	
Victoire v. Carayon	
4. Die Naturnahen	39—41
Marie Kniehase	
Armgard von Barby	
5. Drei Gestalten	42—49
Ebba v. Rosenberg	
Melusine	
Lene Nimptsch	
II. Die an eine Zeitepoche gebundenen Charaktere	49—63
1. Die Gesellschaftsdame	49—55
a) des 18. Jahrhunderts	
Gräfin Amélie	
Prinzessin Eleonore	
b) der Romantik	
Frau v. Carayon	
c) Ende des 19. Jahrhunderts	
Frau v. Briest	
Käthe Sellenthin	

2. Der Geist der Bourgeoisie	55—63
Frau Hratscheck	
Frau von Gundermann	
Frau Jenny Treibel	
Melanie van d. Straaten	
III. Der Typ des märkischen Menschen	63—65
Adelheid v. Stechlin	
IV. Episodengestalten	65—68
V. Mittel zur Charakterisierung der Frauengestalten . .	68—73
1. Charaktergemälde	
2. Charakterisierung durch das gesprochene Wort und durch die Rede anderer Personen . . .	
3. Physiognomie, Kleidung, Namen	
4. Antithetische Gegenüberstellung der Charaktere	
5. Abheben gegen schwache Männer	
VI. Erlebnis oder Beobachtungskunst?	73—76
Schluss.	



EINLEITUNG.

„Wenn es einen Menschen gibt, der für Frauen schwärmt und sie beinah doppelt liebt, wenn er ihren Schwächen und Verirrungen, dem ganzen Zauber des Ewigen, bis zum infernal Angeflogenen hin, begegnet, so bin ich es.“¹⁾

In der Tat hat Theodor Fontane in seinem Werk eine Fülle der verschiedenartigsten Frauengestalten geschaffen. Einer feinen Beobachtungskunst, dem Wissen des Historikers, einem grossen menschlichen Verstehen, der Lebensweisheit einer Persönlichkeit verdanken sie ihr Leben. Sie sind lebenswahr gezeichnet, jede Einzelne hat ihren Wert und ihre Geltung, sie sind einzigartig und einmalig, jedes Werk bringt uns neue Gestalten. Theodor Fontane schafft die Gestalten seiner Werke immer wieder neu, anders als etwa Thomas Mann²⁾, der manche Figuren von einem Werk in ein anderes übernimmt.

Ohne die geistigen Kräfte des 19. Jahrhunderts ist Fontanes Schaffen nicht denkbar. Richard M. Meyer hat im 48. Band der Allgemeinen Deutschen Biographie S. 617 ff. aufgezeigt, dass Fontane in seiner Romantechnik in gewisser Weise abhängig ist von Wilibald Alexis, Julius von Voss, George Hesekeel und Heinrich Smidt. Aber er gibt zu, „dass wir die Motive bei ihm in unendlicher Verfeinerung und von einer absolut neuen Kunst getragen wiederfinden.“ Fontane ist eben zum grössten Teil Eigenschöpfer. Besonders seine Frauengestalten sind aus eigenem dichterischen Darstellungsvermögen herausgewachsen, und sie finden keine Parallelen in der Literaturgeschichte. Es ist eine lohnende Aufgabe, die Fontaneschen Frauengestalten nach bestimmten Gesichtspunkten zu betrachten.

¹⁾ Theodor Fontane: Briefe an seine Freunde. II. Bd. Berlin 1925 S. 329 an Paul und Paula Schlenker vom 6. Dezember 1894.

²⁾ Es sei erinnert an Gerda Buddenbrook (Thomas Mann: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. 2 Bde. Berlin 1923) und Gerda von Rinnlingen. (Thomas Mann: Der kleine Herr Friedemann. Novellen. 1. Bd. Berlin 1922), die beide rötliche Haare haben, eine matt weisse Gesichtsfarbe, ungewöhnlich nahe beieinander liegende braune Augen, in deren Winkel bläuliche Schatten lagern; sie sind beide nervös und musikalisch. Ebenso stimmen Friederike, Henriette und Pfiffi Buddenbrook (Buddenbrooks) überein mit Friederike, Henriette, Pfiffi Friedemann (Der kleine Herr Friedemann.)

Die Arbeit von Else Croner¹⁾, die sich mit demselben Thema beschäftigt hat, scheint mir die Gesichtspunkte vermissen zu lassen. Die Verfasserin beschränkt sich auf die Inhaltsangabe einer Reihe Fontanescher Romane, in der sie die Frauencharaktere besonders berücksichtigt.

Bei der Betrachtung Fontanescher Frauengestalten kommt es nicht darauf an, sie nach Ständen zu begreifen oder nach Haupt- und Nebenpersonen, sondern man muss den Charakter absolut sehen. Allein die Einteilung nach gemeinsamen Charakterzügen und dem sich daraus entwickelnden Schicksal ist fruchtbar. Renate von Vitzewitz darf beispielsweise in eine Gruppe mit Stine Rehbein gefasst werden, oder Marie Kniehase mit Armgard von Barby, weil der adelige oder der bürgerliche Stand viel weniger bestimmend ist, als gleiche Charakterveranlagung. Es wäre unrichtig, bei Fontane nur die Hauptgestalten zu berücksichtigen und Nebenfiguren in die zweite Linie zu rücken. Gerade auf sie fallen oft sehr starke Lichter und es wäre ein sehr grosser Verlust, beispielsweise Corinna Schmidt und die Witwe Pittelkow nicht den eigentlichen Heldinnen dieser Romane (Frau Jenny Treibel und Stine) gleichwertig an die Seite gestellt zu sehen. Fontane empfindet stark historisch, früh ist das Interesse für Geschichte, von dem Vater gepflegt, bei Fontane erwacht.²⁾ Später gibt Fontane Ausschnitte aus englischer, schottischer³⁾ und preussischer Geschichte.⁴⁾

„Alles, was wir wissen, wissen wir überhaupt mehr historisch als aus persönlichem Erlebnis. Der „Bericht“ ist beinahe alles“, schreibt Fontane an Friedrich Stephany am 16. Juli 1887. Auch manche seiner Frauengestalten sind historisch gesehen, oder für uns historisch geworden, d. h. wir können sie uns heute nicht mehr denken, sondern sie nur verstehen aus dem Geist der Zeit heraus, in der sie gelebt haben. (Frau von Briest, Frau Jenny Treibel, Käthe Sellenthin)

Nicht alle Frauen, die Fontane in eine bestimmte Zeit hineingestellt hat, sind für sie repräsentativ. Grete Minde und Hilde (Ellernklipp) z. B. sind durchaus absolute Charaktere und keineswegs typisch für die Zeit vor Ausbruch des dreissigjährigen Krieges (Grete Minde) oder für die nachreformatorische Zeit (Hilde). Bei beiden ist das Historische nur Kostüm, das ganz wesenlos wird.

Absolute Charaktere können neben historisch gebundenen stehen: Gräfin Amélie neben allen übrigen Frauengestalten des Romans „Vor dem Sturm“, Frau von Carayon neben Victoire von Carayon,

1) Else Croner: Fontanes Frauengestalten. Berlin 1906.

2) Fontanes Werke R. II. Bd. 1. S. 429: Meine Kinderjahre.

3) Fontanes Werke. 2. Serie Bd. 4. Aus England und Schottland.

4) Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

Prinzessin Eleonore von Dänemark neben Christine von Holk und Ebba von Rosenberg.

Wir teilen also die Frauengestalten bei Fontane in solche, die an keine bestimmte Zeitepoche gebunden sind und in solche, die repräsentativ für ihre Zeit sind. Bei beiden Gruppen zeigt sich Fontanes grosses Darstellungsvermögen. Die erste Gruppe wird uns durch das Medium seiner Geschöpfe mehr zu der Weltanschauung Fontanes führen, während die zweite Gruppe mehr zur Aufzeigung verschiedener Zeitströmungen Veranlassung geben wird.

I.

Das eigentümlich zwangsläufige Geschehen in dem Leben vieler Fontanescher Gestalten, wie es uns besonders deutlich wird bei Grete Minde, Hilde (Ellernklipp), Cécile, Effi Briest (wenn wir von den Männern abstrahieren), geben zu denken und führen zu Fontanes Schicksalsauffassung. Fontane ist Determinist. Diese Ansicht vertreten auch verschiedene Fontane-Forscher, nur scheinen sie mir den Fontaneschen Schicksalsbegriff nicht weit genug zu fassen.

Franz Servaes¹⁾: „Der Mensch, wie die Ballade ihn begreift, ist etwas Abhängiges, Unfreies. So hoch er sich auch vermessen mag, ein Mächtigeres steht über ihm, in dessen Hand er ein Spielball ist. Eben dieser Auffassung bleibt Fontane auch treu, wo er in simpler Prosa und mit breiter romanhafter Ausführung als Erzählungskünstler vor uns hintritt. Auch hier begegnen wir einer dunklen, geheimen Schicksalsmacht, die über den Menschen kommt und ihn ohne seinen Willen führt — er weiss nicht wohin!“

„Die Menschen brechen zusammen, vom Pfeile des Gewaltigen, das über ihnen steht, getroffen.“

Gottfried Krickler²⁾: „In dieser Überzeugung leben, zu dieser Einsicht gelangen alle Fontaneschen Menschen. Das bestimmte Gefühl, der Spielball eines allgewaltigen Schicksals zu sein.“

Paul Schlenther³⁾: „Der Mensch, beherrscht von einer Macht, die stärker ist, als er.“ — — —

Josef Ettlinger⁴⁾ spricht von „unsichtbaren Schicksalsmächten“. Fontane scheint mir das Schicksal nicht als eine ausserpersönliche Macht zu begreifen, wie die Antike es tut — und wie die eben angeführten Meinungen es ihm zuschreiben. Man kommt seinem Schicksalsbegriff näher, wenn man Schopenhauers Lehre mit heranzieht, wie er sie dargelegt hat in der Preisschrift über die Freiheit des menschlichen Willens⁵⁾.

¹⁾ Franz Servaes: Theodor Fontane in „Die Dichtung“, herausgegeben von Paul Remer. Bd. 24. S. 40 und S. 43.

²⁾ Gottfried Krickler: Theodor Fontane. Von seiner Art und epischen Technik. Bonner Forschungen Bd. IV. Berlin 1912. S. 35 f.

³⁾ Paul Schlenther: Einleitung zu: „Kritische Causerien über Theater“ von Theodor Fontane. Berlin 1904. S. 10.

⁴⁾ Josef Ettlinger: Theodor Fontane in: „Die Literatur“, herausgegeben von Georg Brandes. Bd. 18. S. 49.

⁵⁾ Schopenhauer's sämtliche Werke in 5 Bd. Grossherzog Wilhelm Ernst Ausgabe. Bd. 3. S. 391—492.

Schopenhauer hebt die Freiheit des menschlichen Handelns völlig auf und unterwirft es der strengsten Notwendigkeit, weil das menschliche Handeln abhängig ist vom Kausalgesetz und dem angeborenen, unveränderlichen Charakter. Der Mensch reagiert also zwangsläufig durch die So- und nicht Andersbeschaffenheit des Charakters auf Geschehnisse, die wieder der Kausalität unterliegen. Vom Grössten bis zum Kleinsten geschieht alles notwendig. Diese Macht der zwangsläufig wirkenden Gesetzlichkeit kann man mit Schicksal bezeichnen. Ein Teil des Schicksals ist also der angeborene Charakter des Menschen selbst.

„In Wahrheit jedoch kann jene verborgene und sogar die äusseren Einflüsse lenkende Macht ihre Wurzel zuletzt doch nur in unserm eigenen, geheimnisvollen Innern haben; da ja das A und Ω alles Daseins zuletzt in uns selbst liegt.“¹⁾

Hier liegt das Interesse Fontanes. Den beinahe leidenschaftlichen Menschenbeobachter verlangt es, die einzelnen Charaktere zu analysieren und aus den einwirkenden Motiven ihr Schicksal darzulegen, das sie leben müssen durch die Gebundenheit ihres Willens, im tiefsten Grunde unschuldig und trotzdem einer ausgleichenden Gerechtigkeit anheimfallend. Fontane ist zu sehr Psychologe, um eine rein ausserpersönliche Schicksalsmacht anzunehmen.

Grete Minde, Hilde, Cécile, Effi, sie reissen sich und andere ins Unglück durch die So-Beschaffenheit ihres Charakters und die auf ihn einwirkenden Umstände und Verhältnisse. Obwohl für sie die Willensfreiheit aufgehoben ist und sie darum ohne Schuld sind, werden sie doch schuldig, weil sie gegen die Gesetze der menschlichen Gesellschaft verstossen.

„Wir bewegen uns unter Menschen, für welche die zehn Gebote gegeben und die sittlichen Begriffe festgestellt wurden.“²⁾ Sie leben unter Menschen und darum müssen sie sich der Gesellschaft fügen, die ihre Sittengesetze und Lebensordnungen hat. Fontane, der um die eigentliche Schuldlosigkeit weiss und darum immer zum Verzeihen geneigt ist, unterwirft seine Gestalten dem Gesetz. Er kennt genau die Relativität des Geschehens, gerade darum weist er auf einen festen Halt hin. In seinem Elternhaus hat Fontane schon gesehen, dass der leichtsinnig-leichtlebige, auf Freiheit gestellte Vater zu Grunde gegangen wäre ohne den strengen Ordnungssinn der Mutter.³⁾ Im Grund bewundert Fontane den Vater, erkennt aber die Mutter an, ebenso wie der kleine

¹⁾ Schopenhauer's sämtliche Werke in 5 Bd. Grossherzog Wilhelm Ernst Ausgabe. Bd. 4. S. 256.

„Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen.“

²⁾ Theodor Fontane in „Kritische Causerien über Theater“. Kritik vom 2. März 1878. S. 279.

³⁾ Fontanes Werke. R. II. Bd. 1. S. 299ff. (meine Kinderjahre.)

Tonio Kröger¹⁾ seine heiter-gleichgültige Mutter liebt, seinem peinlich genauen Vater aber Recht gibt. Und das Gesetz, gegen das man nicht fehlen soll, wenn man sich nicht tödlich verletzen will (denn jede Verfehlung erfordert Sühne) ist die allgemein gültige menschliche Weltordnung, sind die Satzungen der Vernunft, ist das Ethos der zehn Gebote.

„Du hast die zehn Gebote, die halte. Denn sie haben alles: den ewigen Gott und den Feiertag und du sollst Vater und Mutter ehren und haben das Gesetz, das uns hält und ohne das wir ärmer sind als die ärmste Kreatur.“²⁾

Das Klügste, das Beste, das Bequemste, sagt Fontane, ist immer, sich in das Gesetzliche zu schicken:

„Freilich, freilich. Aber zum Schlimmen
Führt der Masse sich selbst Bestimmen,
Und das Klügste, das Beste, Bequemste,
Das auch freien Seelen weitaus Genehmste
Heisst doch schliesslich, ich hab's nicht Hehl:
Festes Gesetz und fester Befehl.“³⁾

In dem Plan zu seinem ersten Berliner Gesellschaftsroman, dessen Veröffentlichung wir Julius Petersen⁴⁾ verdanken, sagt Fontane: „Es gibt aber doch ein Sittengesetz und ganz bestimmte Gebote. Und sie zu befolgen, wird sich immer empfehlen. Auch dann noch, wenn wir sie hart finden, oder ihren Nutzen nicht einsehen. Man schläft am besten auf dem Kissen, das einem die Gewohnheit (darüber: das Herkommen) und die Guttheissung stopft. Ich werde niemandem den Rat zur Auflehnung dagegen erteilen.“

Fontane ist der Mensch des Mittelwegs. Starke Schwankungen nach rechts und nach links liegen ihm nicht, er ist unfeierlich und gegen alle lauten Gefühle und Worte. Dem jugendlich-idealistisch Stürmenden mag diese Auffassung begrenzt erscheinen, aber jeder wird die weise Lebenserfahrung anerkennen müssen.

„In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn.“⁵⁾ Fontane weiss, dass, wer sich gegen die Sätze der Vernunft auflehnt, in schwere Konflikte verwickelt wird.

Er sagt in „Unwiederbringlich“⁶⁾, „dass bei Lebenskühnheiten und bei Extravaganzen in der Regel nicht viel herauskomme und

1) Thomas Mann. Novellen 2. Bd. Berlin 1922.

2) Fontanes Werke. Reihe I. Bd. 3. S. 45.

3) Fontanes Werke Reihe I. Bd. 1. S. 33 f.

4) Fontanes erster Berliner Gesellschaftsroman von Julius Petersen. Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der preussischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1929. S. 53.

5) Fontanes Werke Reihe II. Bd. 3. S. 435.

6) Fontanes Werke Reihe I. Bd. 4. S. 605.

dass Worthalten und Gesetzeserfüllen das allgemein Empfehlenswerte sei.“

Oder: „Wer einmal drin sitzt, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus.“¹⁾ An Friedrich Stephany²⁾ schreibt er: „Die Sitte gilt und muss gelten. Aber dass sie's muss, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten: man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dies Stück Erb- und Lebensweisheit missachtet — von Moral spreche ich nicht gern — der hat einen Knax für's Leben weg.“

Verstösse gegen „Erb- und Lebensweisheit“ sind die tragischen Probleme bei Fontane. Sie führen zur Schuld und notwendig zur Sühne. Gegen die vernünftige Lebenserfahrung spricht die Ehe zwischen einem alten Mann und einer jungen Frau, wenn sie dazu noch getrennt sind durch Religion, Nationalität und Stand (Graf Petöfy — Franziska), wenn sie getrennt sind durch Erziehung und Familie (Melanie und Ezechiël van der Straaten). Oder es ist nicht vernunftgemäss, wenn zwei charakterlich so verschieden veranlagte Menschen wie Effi und Innstetten und Christine und Holk die Ehe miteinander eingehen. In der Missachtung dieser Dinge liegt schon der Keim zum unglücklichen Ausgang. Wenn man aber diese Lebensregeln respektiert, kann man noch ein relatives Glück finden (Lene Nimptsch — Botho von Rienäcker).

Gerade die Frauen sind es bei Fontane, die sich gegen das Gesetz auflehnen. v. d. Straaten sagt in *L'adultera*³⁾: „Glaube mir, ich kenne die Frauen: ihr könnt das Einerlei nicht ertragen, auch nicht das Einerlei des Glücks. Und am verhaßtesten ist euch das eigentliche, das höchste Glück, das Ruhe bedeutet. Ihr seid auf die Unruhe gestellt. Ein bißchen schlechtes Gewissen habt ihr lieber als ein gutes, das nicht prickelt und unter allen Sprichwörtern ist euch das vom besten Ruhekissen am langweiligsten und am lächerlichsten. Ihr wollt gar nicht ruhen. Es soll euch immer was kribbeln und zwicken und ihr habt den überspannt sinnlichen oder meinetwegen auch den heroischen Zug, dass ihr dem Schmerz die süsse Seite abzugewinnen wisst.“

Getrieben durch ihren Charakter, ausgeliefert den Umständen und Verhältnissen, begehen die Frauengestalten die Schuld am Sittengesetz und fallen notwendig der Sühne anheim, sei sie nun Selbstmord, Entsagung oder gesellschaftliche Ächtung. An diesem Punkt muss das Verzeihen einsetzen. Das ist der grosse sittliche Gehalt der Werke Fontanes, dass er den Leser Verstehen und Verzeihen der menschlichen Verfehlungen lehrt.

1) Brief an Paul Schlenther vom 2. Juni 1887.

2) Brief an Friedrich Stephany v. 16. Juli 1887.

3) Fontanes Werke Reihe I. Bd. 4. S. 112.

Fontane ist den Wurzeln der Schuld nachgegangen, er hat aufgedeckt, dass im Grund eine Schuldlosigkeit vorliegt, (siehe S. 9 d. Arbeit) nach der allerdings das Menschengesetz nicht fragt. Aber kein Mensch ist berechtigt, den sittlichen Standpunkt eines andern zu verdammen. Richterliche Anmassung und Überheblichkeit sollen nicht geübt werden, denn:

„Die Welt liebt es, zu Gericht zu sitzen und zu verurteilen. Da ist keiner unter uns, der nicht begierig wäre, der Themis seine Dienste aufzudrängen; aber wir sind bestechlich aus selbstischer Eitelkeit, wir werfen unsere Tadelsucht zur Schuld des Angeklagten und handhaben das Schwert besser als die Wage. Da ist nichts so oft vergessen, als das Wort des Herrn: „wer unter euch sich ohne Sünde weiss, der werfe den ersten Stein auf sie“. Was tun wir? Den modegewordenen Mantel „sittlicher Entrüstung“ umschlagend, setzen wir uns auf unsern Hochmutsklepper und reiten erbarmungslos nieder, was uns kleiner dünkt (nicht ist) als wir selbst.“¹⁾ — Oder: „Ich weiss seit lange, wie wenig es mit dem Stolz unserer Tugend auf sich hat und wenn ich irgend eines Bibelwortes gedenke, so ist es das: der hebe den ersten Stein auf sie.“²⁾

In dem Plan zu „Allerlei Glück“³⁾ sagt Fontane: „Unsere Moral ist so mannigfach wie unser Glück. Es gibt nicht Formeln dafür, die überall hinpassen; für den einen passt dies, für den andern das. Schon die Bibel spricht das sehr schön aus: „Wem viel gegeben wurde, von dem wird viel gefordert.“

Darin liegt es. Ich werde niemanden den Rat zur Auflehnung dagegen (gegen das Sittengesetz) erteilen. Aber wenn er sich, ohne mich zu fragen, bereits aufgelehnt hat, wenn mir seine Auflehnung als ein *fait accompli* entgegengebracht wird, so mess ich den Fall nicht mehr mit der allgemeinen Conventionselle aus, nicht mehr mit dem Herkömmlichen, Bequemen, Landläufigen, sondern sehe mir den Fall an und beurteile ihn nun mit der mir persönlich ins Herz geschriebenen Moral und nicht mit der öffentlichen. — Aber nach dem was du vorausgeschickt und angeraten hast, möchte ich annehmen, dass sich deine Moral und die öffentliche decken werden. — O nein keineswegs. Ich handle nach der öffentlichen Moral, weil ich nicht Lust habe, mich in unbequeme Kämpfe einzulassen, aber ich urteile nicht danach, wenn andere es für gut befunden haben, die gewöhnliche Vorstellung von Sitte etc. zu durchbrechen. Es geschehen tagtäglich hunderte und tausende von Dingen, die (ich weiter nicht loben und preisen will, die) nach meinem Ermessen

1) Fontanes Werke. II. Serie Bd. 4. S. 118.

2) Fontanes Werke I. Reihe. Bd. 1. S. 540.

3) Fontanes 1. Berliner Gesellschaftsroman von Julius Petersen. Berlin 1929. S. 53f.

ganz gewiss nicht zu loben und zu preisen, aber ebensowenig als eigentlichste Verstösse gegen ein höheres Sittengesetz anzusehen sind. Die katholische Kirche unterscheidet tödliche und „lässige Sünden“, d. h. Sünden, die nicht geradezu „zuzulassen“ aber ohne viel Federlesens zu „erlassen“ sind. So stehe ich auch zu der Sündenfrage, zu der Frage der Verstösse gegen die Moral. Es gibt auch hier tödliche und „lässige“ Sünden. Alles was der grosse Lügegeist geboren hat, alles, was Sünde gegen den heiligen Geist, alle Gesinnungs-Niedrigkeit ist grosse Sünde; aber nicht alles gehört dahin. Wir sprechen immer nur von Himmel und Hölle. Aber wenn wir mit der einen Hand den einen und mit der anderen Hand die andere (die Hölle) berühren, so stehen wir mit unsern zwei Beinen doch recht eigentlich auf der Erde; auch diese durchströmt uns, und alles, was bloss irdisch an uns ist, das ist nicht gut, nicht böse und wenn es böse ist, so ist es „lässige“ Sünde. Sie kann wachsen, wuchern, dann wird sie tödlich. Aber das sind Accidentien. Das Schlimmste braucht ihr nicht anzuhafte.“ Die Worte, die am Grabe Dubslavs von Stechlin gesprochen werden, kann man ebenso auf Fontane anwenden: „Nichts Menschliches war ihm fremd weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigner menschlicher Schwäche jederzeit bewusst war.“¹⁾

Fontane verkörpert das Ethos, das Schopenhauer so ausdrückt: „Denn grenzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten. Wer davon erfüllt ist, wird zuverlässig keinen verletzen, keinen beeinträchtigen, keinem Wehe tun, vielmehr mit jedem Nachsicht haben, jedem verzeihen, jedem helfen, so viel er vermag, und alle seine Handlungen werden das Gepräge der Gerechtigkeit und Menschenliebe tragen.“²⁾

Zur Erhärtung der eben ausgeführten Darlegungen betrachten wir die Gestalten von Grete Minde, Hilde, Cécile und Effi Briest im Einzelnen.

Grete Mindes Wesensart wird von den Menschen ihrer Umgebung in keiner Weise verstanden. Bosheit und Lieblosigkeit treiben sie zur Schuld am Menschengesetz. Sie äschert ganz Tangermünde ein, aber Schritt für Schritt ist motiviert, sodass sie zum Schluss mehr einer Märtyrerin gleicht, als einer Schuldigen.

Der ihr wohlgesinnte Pfarrer Gigas sagt über sie: „es ist ein verzagtes Herz und kein trotzig Herz. Es ist ein gutes Kind und ein schönes Kind.“ (Reihe I. Bd. 2. S. 637)

Aber Trud Minde, ihre Schwägerin sagt über sie: „Achtet auf ihr Auge. Jetzt schläft es, und dann springt es auf. Es ist etwas Böses in ihr.“ (S. 638).

¹⁾ Fontanes Werke. Reihe II. Bd. 3. S. 441.

²⁾ Schopenhauer's sämtliche Werke. Bd. 3. S. 631. „Ueber die Grundlage der Moral.“

Gutes und Böses schlummern in Grete, aber niemand nimmt sich die Mühe, das Gute zur Entfaltung zu bringen. In ihren Adern rollt fremdländisches Blut. (ihre Mutter war Spanierin) Sie ist eine leidenschaftliche Natur, „die ebenso leicht zu reizen wie zu gewinnen ist“. Aber „dass sie selbst ein Herz habe und ein Gleich verlange, daran dachte niemand“. Dieses nach Liebe und Zärtlichkeit verlangende Geschöpf wird völlig falsch behandelt. Das Verhalten Trud Mindes, der Liebeleeren, Hartherzigen, Neidischen ihr gegenüber führt sie langsam ihrer Schuld zu. Mit boshafter Lust versucht sie, Grete jede Freude am Leben zu nehmen. Sie ist zu neidisch, dem Andern etwas zu gönnen, was sie selbst nicht hat. Sie hält die junge Grete in der drückenden, unfrohen Atmosphäre des Hauses als Hüterin eines Kindes. Ihrer ungestüm-leidenschaftlichen Natur scheinen diese Fesseln untragbar zu sein. Ihre Phantasie gaukelt ihr die Schönheiten der Ferne vor. Ihrem phantastisch leidenschaftlichen Charakter, den es nach Weite und Freiheit drängt und dem eine tiefe Gerechtigkeitsliebe zu Grunde liegt, wird nicht Gerechtigkeit gegeben. („Und ich kann kein Unrecht sehen. Und wenn ich's seh, da gibt es mir einen Stich, hier gerad ins Herz, und ich möchte dann weinen und schreien.“ S. 652) Unlösbarer Hass gegen die ungerechte Strenge von Trud steigt in ihrem Herzen auf. Sie tut den Schritt auf die abschüssige Bahn, sie verlässt das brüderliche Haus, ihren Geliebten Valtin mit sich ziehend. Damit hat sie sich ausserhalb des Sittengesetzes gestellt, weil Verhältnisse, die gerade ihrem Charakter nicht gemäss gewesen sind, auf sie eingewirkt haben. Immer tiefer gleitet sie in Unglück und Elend des Vagabundenlebens hinein, die auch das Leben des Geliebten fordern. Derart geschwächt, begegnet sie einer neuen Ungerechtigkeit: der Bruder will ihr das Erbe nicht auszahlen. Damit zum Äussersten getrieben, beginnt Grete Minde ihr schreckliches Rachewerk, ganz Tangermünde in Asche zu legen. Dieses Vergehen gegen menschliche Satzungen bleibt nicht ungesühnt, Grete kommt selbst in den Flammen mit um. — Unglückliche Verhältnisse treffen auf die eine Seite von Gretes Charakter, auf die ungestüme, ungezähmte, trotzige, leidenschaftliche Seite (die gute, das zart-hingebungsvoll Liebende in ihr, kommt nicht zur Entwicklung), und führen sie eigentlich unschuldig zur Schuld gegen das Menschengesetz.

Von Hilde in „Ellernklipp“ schreibt Fontane¹⁾: „ein angenommenes Kind, schön, lebenswürdig, poetisch-apathisch, an dem ich beflissen gewesen bin, die dämonisch-unwiderstehliche Macht des Illegitimen und Languissanten zu zeigen. Sie tut nichts, am wenigsten etwas Böses, und doch verwirrt sie regelrechte Verhältnisse.

1) Brief an Gustav Karpeles vom 14. März 1880.

Sie selbst, ohne den Grundton ihres Wesens zu ändern, verklärt sich und überlebt das Wirrsal, das sie gestiftet.“

Hier ist es ganz offensichtlich, dass Fontane Schicksal in den Charakter legt. Durch einen seltsam reizvollen Charakter zieht Hilde Menschen an sich, die um sie den Tod finden. Ihre Persönlichkeit strömt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, die die Menschen an sie fesselt, ohne dass sie selbst aber wirkliche Werte zu geben imstande ist. Die Menschen erliegen ihrem Reiz, sie bringt Unglück, Tod und Verderben über sie, ohne dass sie den geringsten Versuch macht, daran etwas zu ändern. Gegen das Sittengesetz verstößt sie nicht, man könnte bei ihr von einer Schuld nur in dem Sinne reden, dass sie durch ihre Passivität den Tod zweier Menschen verursacht. Aber nach dem auf S. 9 dieser Arbeit erörterten Schuldproblem müssen wir Hilde eine Schuldlosigkeit zugestehen, denn sie kann sich nicht anders verhalten als sie es tut, weil die Passivität ein ihr angeborener Charakterzug ist, und der angeborene Charakter unveränderlich bleibt.

Durch die Abstammung wird der eigentliche Charakter Hildes erklärt. Sie ist die illegitime Tochter eines Grafen, sie hat vom Vater die ganze seelische Belastung geerbt, die der letzte Spross eines alten, hochgezüchteten Geschlechts zu tragen hat.

„Achtet nur, wie sie wechselt und ist mal rot und mal blass und mal hell und mal trüb. Und seht, das ist nicht Trägheit des Fleisches, die sich wegzwingen lässt, das ist ein Geheimnis im Blut. Ihr wisst ja, woher das rote Haar stammt und die langen Wimpern und daher stammt auch das Blut. Und wie das Blut ist, ist auch die Seele.“¹⁾

Das Kind Hilde, anders als die kleinen festen Bauernkinder ihrer Umgebung, spielt mit Schmetterlingen und Blumen und träumt in die Ferne.

„Ihr müsst ihr bloss nach den Augen sehen und wie sie so zufallen am hellen lichten Tage. Und ist immer müd und tut nichts.“ (S. 22f.) Sehnsüchtig gleiten ihre Gedanken immer in die Ferne. Es ist diese Sehnsucht der richtige Instinkt, der sie ihr Anderssein der Umgebung gegenüber empfinden lässt, der sie herauslösen will aus der ländlichen Umgebung, in die sie nicht passt, wo sie nicht arbeitet und wo sie im Grunde niemand versteht. Und doch fesselt sie die Menschen (Baltzer-Bacholt, ihr Pflegevater, Martin der Pflegebruder, der Pfarrer, der Knecht und die Magd des Hauses lieben sie) durch ihr lethargisch-gleichgültiges Wesen, mit ihren müden Augen, in denen eine geheimnisvolle Sehnsucht nach Erleben und fernem Glück schimmert.

Ihrer Schönheit und ihrem sonderbaren Reiz verfällt ihr Pflegebruder Martin, dessen Liebe sie sich gefallen lässt, ohne doch ihr

¹⁾ Fontanes Werke. Reihe I. Bd. 3. S. 42.

starkes Glück zu empfinden. Den Heidereiter, ihren Pflegevater zieht sie auch in ihren Bann, als er sie einmal schlafend am Waldesrand findet.

„Ihr Haar hatte sich gelöst und ihre Stirn war leise gerötet und alles drückte Frieden und doch zugleich ein geheimnisvolles Erwarten aus, als schwebe sie, traumgetragen, einem unendlichen Glücke nach.“ (S. 54).

„Es ist eine sehnsüchtige Natur, die Liebe haben will. Und dass ich's sagen muss: auch irdische Liebe. Danach trachtete sie durch Tag und Jahr und wartete darauf und wartet noch.“ (S. 114).

Aber diese Liebe hat sie nicht gefunden, nicht hat sie ihr der junge Martin geben können, noch der alte Heidereiter, ihr Mann, für den sie nur Furcht und Scheu fühlt. Hilde kann nur Liebe entzünden, aber keine empfangen.

Aus Eifersucht mordet der Vater den Sohn und richtet sich dann selbst, weil er keine Ruhe vor seinem Gewissen erlangen kann. Die unschuldig-schuldige Ursache dieser Tragödie sieht sich von allem Glück verlassen und findet nur noch Trost und Ruhe in Entsagung und einem werktätigen Leben. Unbefriedigt, unerfüllt ist ihr Leben verlaufen: „Ihr Blut ist ihr Los — — —“ (S. 71).

Céciles Schicksal ist durchaus aus ihrem Charakter und den auf ihn einwirkenden Motiven (in diesem Falle Verhältnisse und Milieu) zu erklären. Einem empfindsamen, schwachen, mimosisch-zarten Charakter wird im Elternhaus kein Halt gegeben. Das führt zum Verstoss gegen das Sittengesetz.

Cécile stammt aus einer gänzlich verschuldeten, halbpolnischen Adelsfamilie (der Vater hat durch Selbstmord geendet, um der drückenden Schuldenlast zu entgehen). Ihre Umgebung: Mutter und Schwester sind nicht dazu angetan, das verwöhnte, weiche und träumerische Kind zu formen:

„Grossgezogen ohne Vorbild und ohne Schule und nichts gelernt, als sich im Spiegel zu sehen und eine Schleife zu stecken.“¹⁾

„Ihre frühesten Jugendjahre haben alles an ihr versäumt, und wenn es auch nicht unglückliche Jahre waren, so waren es doch nicht Jahre, die feste Fundamente legen und Grundsätze befestigen konnten.“ (S. 327).

Céciles Mutter findet, „dass eine junge, schöne Dame nur dazu da sei, zu gefallen, und zu diesem Zweck sei wenig wissen besser als viel.“ (S. 329).

Für die Pension werden Kleider, Rüschen und Bänder angeschafft, darin erschöpft sich die Atmosphäre des Hauses. — Diesem jungen sensiblen Geschöpf, das nicht auf Kampf gestellt ist, das nicht weiss, was Gut und Böse ist, das kein Gefühl hat

¹⁾ Fontanes Werke. Reihe I. Bd. 4. S. 330.

für Verantwortung und geschmackvollen Lebensstil, wird der Antrag gestellt, Fürstengeliebte zu werden. Sie nimmt ihn an, ohne recht eigentlich zu wissen, was sie tut, und befindet sich nun ausserhalb des Sittengesetzes. Sie büsst diese Schuld, in die sie unschuldig hineingeglitten ist, durch gesellschaftliche Ächtung, in die sie auch ihren Mann hineinzieht, der um ihretwillen einen Menschen im Duell erschossen hat und den Abschied vom Heer nehmen muss. Aber noch tiefer büsst sie ihre Schuld durch eine immer wachsende Empfindlichkeit, die sie dem Leben gegenüber wehrlos macht. Überall fürchtet sie, ihre „Vergangenheit“ auferstehen zu sehen und sie wagt nicht, sich einem starken Gefühl hinzugeben, aus der Angst heraus, man könne sie missverstehen: Das Gespenst ihres Fehlens treibt sie schliesslich zum Selbstmord.

Fontane hat von Cécile, was er sonst nie tut, ein vollständig geschlossenes Charakterbild gegeben in einem Brief, der über Cécile geschrieben wird¹⁾. Die Weise, in der dies geschieht, ist sicher die, in der Fontane selbst seine eigenen Menschenbeobachtungen anzustellen pflegte: er setzt sich das Bild zusammen aus dem Äusseren, den Gebärden, dem Mienenspiel, den Worten und Handlungen des Menschen. Ebenso verfährt der Briefschreiber. (Gordon) Wir erfahren von der aussergewöhnlichen Schönheit Céciles, vermuten, dass sie schicksalsbestimmend ist, denn auf Céciles Zügen malen sich schon die Spuren von leid- und freudvollen Erfahrungen. Auffallend erscheint dem Briefschreiber das geringe Mass ihrer Bildung und das Fehlen von raschem, lebendigem Geist. Gordon bemerkt ihre zarte, empfindsame Seele, das Bedürfnis nach Huldigungen und zärtlicher Fürsorge. Sie ist sanft, demütig, kindlich und doch wieder Dame von Welt. Was Gordon am meisten an Cécile auffällt, ist ihre Passivität, die abwartende, untätige Haltung der Umwelt und den Geschehnissen des Lebens gegenüber, Eigenschaften, die ihr (wie Hilde) zum Verhängnis werden.

Auch Effi Briests Vergehen gegen das Sittengesetz ist so fein motiviert, dass es eigentlich keine Schuld mehr ist. Ihr Schicksal ist eine zwangsläufige Entwicklung aus ihrem Charakter und den einwirkenden Motiven. Sie, ein Temperamentsmensch, jung, unerfahren, ohne Verantwortungsgefühl wird in eine Ehe mit einem Pflichtmenschen gezwungen, in die Öde und Langweiligkeit eines pommerschen Landstädtchens versetzt, aus einer heiter-freundlichen Atmosphäre in eine ihr nicht gemässe verpflanzt, unter Menschen gebracht, die sie und ihre Eigenart nicht verstehen. Sie begeht den Ehebruch als Reaktion ihres ein wenig leichtsinnigen Temperaments auf das ihrer Art Fremde, das sie umgibt. Diesen Verstoß gegen das Sittengesetz, obgleich unschuldig dazu gekommen,

¹⁾ Vgl. S. 217ff.

muss sie sühnen, sie lebt allein, getrennt von ihrem Kind, geächtet von der Gesellschaft.

Allerdings erlebt Effi zum Schluss eine Art Versöhnung und Verklärung, als sich ihr die Tür des Elternhauses wieder geöffnet hat. Die Sühne nimmt Fontane dies Mal nicht so ernst. Es hat den Anschein, als ob er in Augenblicken schon die Relativität des Sittengesetzes sähe:

„Du sollst nicht ehebrechen, das ist die Norm, und wohl dem, der nicht in Versuchung und nicht in Kämpfe geführt dieser Norm entspricht, aber der Kompliziertheiten modernen Lebens sind so viele, dass das Gesetz jeden Tag und jede Stunde durchlöchert wird, weil es durchlöchert werden muss, wodurch wir wollend oder nicht, unsere Stellung zur Schuldfrage beständigen Wandlungen unterworfen sehen. Dieses, zugleich ein Ideal verkörpernde Gesetz, es bleibt, aber seine Strafandrohungen und Strafbemessungen, auch die bloss gesellschaftlichen ändern sich nach der veränderten Schuldauffassung, und die Zeit kann kommen, wo das Gesetz selbst darüber zusammenbricht, vielleicht, wenn wir vier Achten schreiben, 8888, aber noch ist es da.“¹⁾

Eine genaue und völlig erschöpfende Analyse Effis zu geben wird wohl nie ganz gelingen, ein Rest Rätselhaftigkeit und Unergründlichkeit wird immer zurückbleiben. Man kann sie nicht verstandesmässig erfassen, sondern nur erfühlen. Ich möchte mich darauf beschränken, Effi unter einem bestimmten Gesichtspunkt zu betrachten, die Frage zu beleuchten, warum sie am Sittengesetz hat schuldig werden müssen. Es wird sich also darum handeln, gerade den Charakterzügen nachzugehen und gerade die Umstände aufzuzeigen, die für sie gefährlich werden sollen und den Gang ihres Schicksals bestimmen.

Effi ist das einzige Kind, auf das sich die ungeteilte Liebe der Eltern konzentriert. Sie wächst auf in einer Atmosphäre, die ihr jede Freiheit und Ungebundenheit gestattet, die ihrem Temperament keine Zügel anlegt, die sie aber auch nichts weiter lehrt. Jeder liebt das junge, übersprudelnd-lebhafte Mädchen, das noch mit 17 Jahren auf der Schaukel steht, Freiübungen zwischen der Stickarbeit macht, Stachelbeerschalen unter Trauergesängen in den See versenkt und in rasendem Lauf durch den Garten „Anschlag“ spielt.

„In allem, was sie tat, paarte sich Übermut und Grazie, während ihre lachenden braunen Augen eine grosse natürliche Klugheit und viel Lebenslust und Herzensgüte verrieten.“²⁾

Sie ist kindhaft-unverdorben, unbelastet von Erlebnissen, unerweckt von der Liebe.

1) Brief vom 21. April 1888 an Otto Brahm.

2) Fontanes Werke Reihe II. Bd. 2. S. 127.

„So geweckt und temperamentvoll und beinahe leidenschaftlich sie ist, sie gehört nicht zu denen, die so recht eigentlich auf Liebe gestellt sind, wenigstens nicht auf das, was den Namen ehrlich verdient. Sie redet zwar davon, sogar mit Nachdruck und einem gewissen Überzeugungston, aber doch nur, weil sie irgendwo gelesen hat, Liebe sei nun mal das Höchste, das Schönste, das Herrlichste, aber sie empfindet nicht viel dabei.“ (S. 162).

Die Liebesgefühle schlafen noch in ihr, die Verlobung mit dem viel älteren Mann lösen ganz andere Gefühle in ihr aus:

„Gewiss ist er der Richtige. Jeder ist der Richtige. Natürlich muss er von Adel sein und eine Stellung haben und gut aussehen.“ (S. 140).

„Ich bin — nun ich bin für gleich und gleich und natürlich auch für Zärtlichkeit und Liebe. Und wenn wie Papa sagt, Liebe doch nur ein Papperlapapp ist (was ich aber nicht glaube), nun dann bin ich für Reichtum und ein vornehmes Haus, ein ganz vornehmes, wo Prinz Friedrich Carl zur Jagd kommt auf Elchwild oder Auerhahn oder wo der alte Kaiser vorfährt und für jede Dame, auch für die jungen, ein gnädiges Wort hat. Und wenn wir dann in Berlin sind, dann bin ich für Hofball und Galaoper immer dicht neben der grossen Mittelloge.“ (S. 153f.).

„Liebe kommt zuerst, aber gleich hinterher kommt Glanz und Ehre und dann kommt Zerstreuung — ja Zerstreuung, immer was Neues, immer was, dass ich lachen oder weinen muss. Was ich nicht aushalten kann, ist Langeweile.“ (S. 154).

Mit diesem Sinn für Äusserlichkeiten verbindet sie Phantasie und einen Hang zu Spiel und Abenteuer. Am liebsten steht sie auf dem Schaukelbrett und hat das Gefühl: „jetzt stürze ich“ und empfindet dabei „einen Schauer süsser Gefahr“. (S. 252).

Wir sehen also nach den angeführten Stellen Effi in einer gewissen Zwiespältigkeit des Charakters. Sie ist einmal von der gewinnendsten Anmut und Grazie, voller Temperament und Liebenswürdigkeit, voll kindlicher Naivität, feinen Gefühls und natürlicher Klugheit, aber dann auch leichtsinnig, äusserlich, nicht sehr stark liebesfähig, ohne grosse ethische Widerstandskraft. Den Eltern Effis, dem gutmütigen, zu Frivolitäten neigenden Vater und der oberflächlichen, stark gesellschaftlichen Mutter ist es nicht gelungen, die etwas leichtfertigen Eigenschaften Effis umzubiegen. Es ist ihr alles zu leicht gemacht worden, sie hat Ernst und Verantwortlichkeitsgefühl nicht lernen können. Das Elternhaus hat sie mit zuviel Sorgfalt umgeben, sodass sie dem Leben mit seinen bitteren Wahrheiten nicht gewachsen ist. Der Fehler, den die Eltern durch die falsche Erziehung begangen haben, vergrössert sich noch, als sie Effi zu der Ehe mit einem Mann überreden, der in seiner Wesensart nicht zu ihr passt.

Ihrem Sinn für Äusserlichkeit und Zerstreuung wird in Kessin, wohin sie nach ihrer Verheiratung kommt, keine Rechnung getragen. Die Verbindung mit Innstetten, dem Pflichtmenschen, der ihrer eigenen Natur so entgegengesetzt ist, lässt sie unbefriedigt. Manchmal fühlt sie sogar so etwas wie Furcht und Abneigung gegen den Wesensfremden. In der Verbindung von zwei Menschen so verschiedener Art will Fontane die Quelle zu Konflikten sehen. Das hat sich gezeigt bei seinen Eltern und in der eigenen Natur, die zwiespältig der Freiheit zuneigt und den Ordnungssinn anerkennt. Um diese Konflikte zu vermeiden, möchte Fontane, dass Ehen zwischen grundlegend verschiedenen Charakteren vermieden werden.

„Was ist die Ehe anders als Ergänzung? So heisst es in Büchern und Abhandlungen und ich kann mir Fälle denken oder ich sage lieber, ich kenne Fälle, wo dieses zutrifft. Aber wenn ich im Buche meiner Erfahrungen nachschlage, so ist es im grossen und ganzen doch umgekehrt. Die Ehe, zum mindesten das Glück derselben, beruht nicht auf der Ergänzung, sondern auf dem gegenseitigen Verständnis. Mann und Frau müssen nicht Gegensätze, sondern Abstufungen, ihre Temperamente müssen verwandt, ihre Ideale dieselben sein. Es handelt sich zunächst um den Zug des Herzens, der fast immer nach dem Gleichgearteten geht.“¹⁾

Christine und Holk (Unwiederbringlich) achten dieser Lebenserfahrung nicht, ihre Ehe wird notwendig unglücklich, während Marie Kniehase und Orthegraven (vor dem Sturm) Melusine und Woldemar von Stechlin (Der Stechlin) sich ihr beugen. —

Von Innstetten also, dem Mann, der seinem Beruf lebt und in Gedanken an seine Karriere aufgeht, kann Effi nichts erwarten.

„Ihr fehlte in ihrer Ehe Huldigungen, Anregungen, kleine Aufmerksamkeiten.“ (S. 234).

In ihrer tiefen Verlassenheit beginnt ihre Seele hungrig zu werden nach Erleben. In diesem jedem Einfluss offenen Zustand macht sie die Bekanntschaft eines Mannes, der gleich ihr Temperaments- und Augenblicksmensch ist, und sie gleitet zu ihm hinüber, ohne dass sie es recht will.

„Sie fürchtete sich und war doch zugleich in einem Zauberbann und wollte auch nicht heraus.“ (S. 302).

„Sie litt schwer darunter und wollte sich befreien. Aber obwohl sie starker Empfindungen fähig war, so war sie doch keine starke Natur; ihr fehlte die Nachhaltigkeit und alle guten Anwendungen gingen wieder vorüber. So trieb sie denn weiter, heute, weil sie's nicht ändern konnte, morgen, weil sie's nicht ändern wollte. Das Verbotene, das Geheimnisvolle hatte seine Macht über sie.“ (S. 310f.).

1) Fontanes Werke. Reihe I. Bd. 2. S. 92.

Das Schwankende, Ungefestigte ihres Charakters kommt in diesen Worten zum Ausdruck: „Sie lässt sich gerne treiben, und wenn die Welle gut ist, dann ist sie auch selber gut, Kampf und Widerstand sind nicht ihre Sache.“ (S. 364).

„Für Effi gab es nichts Schöneres, als so sorglos in einer weichen Stimmung hinträumen zu können, immer freundliche Worte zu hören und die Versicherung wie lebenswürdig sie sei: ja das war das, was ihr vor allem wohl tat und sie genoss es in vollen Zügen und aufs dankbarste.“ (S. 365).

Ein solches Geschöpf musste von der kalten Nüchternheit eines Innstetten fortgetrieben werden.

Ein reiner Zufall, die Versetzung ihres Mannes nach Berlin, löst Effi aus dem Liebesverhältnis zu Crampas. Sie ist nicht die Natur, eine Schuld sehr schwer zu nehmen.

„Und habe die Schuld auf meiner Seele. Ja, da hab ich sie. Aber lastet sie auch auf meiner Seele? Nein. Und das ist es, warum ich vor mir selbst erschrecke. Was da lastet, ist etwas ganz anderes. — Angst, Todesangst und die ewige Furcht: es kommt doch am Ende noch an den Tag. Und dann ausser der Angst — Scham. Ich schäme mich. Aber wie ich nicht die richtige Reue habe, so habe ich auch nicht die richtige Scham. Ich schäme mich nur von wegen dem ewigen Lug und Trug. Ja, Angst quält mich und dazu Scham über mein Lügenspiel. Aber Scham über meine Schuld, die hab ich nicht, oder doch nicht so recht, oder doch nicht genug und das bringt mich um, dass ich sie nicht habe.“ (S. 367).

Effi kann auch kein Schuldgefühl empfinden, denn ihre Verfehlung gegen das Sittengesetz ist so gut erklärt aus ihrem Charakter und den Lebensumständen, dass wir Effi keine Schuld mehr beimessen können. Fontane hat es verstanden, unsere ganze Sympathie auf Effi zu lenken. Innstetten, die Principien, die Ordnung, die Grundsätze haben zwar äusserlich gesiegt, aber niemand kann sich der Berechtigung der Anklage entziehen, die folgende Worte ausdrücken:

„Inmitten ihres Schuldbewusstseins fühlte sie sich andererseits auch von einer gewissen Auflehnung gegen Innstetten erfüllt. Sie sagte sich: er hatte recht und noch einmal und noch einmal und zuletzt hatte er doch unrecht. Alles Geschehene lag so weit zurück, ein neues Leben hatte begonnen — er hätte es können verbluten lassen, statt dessen verblutete der arme Crampas.“ (S. 425).

„Ich hab es auch gewusst, und ich will meine Schuld nicht kleiner machen — aber das ist zu viel (dass Innstetten ihr Kind gegen die Mutter erzogen hat). Ich habe immer geglaubt, dass er (Innstetten) ein edles Herz habe und habe mich immer klein neben ihm gefühlt; aber jetzt weiss ich, dass er klein ist, er ist klein. Und weil er klein ist, ist er grausam. Ein Streber war er, weiter nichts; Ehre, Ehre, Ehre — und dann hat er den armen Kerl tot-

geschossen, den ich nicht einmal liebte und den ich vergessen hatte, weil ich ihn nicht liebte. Dummheit war alles, und nun Blut und Mord. Mich ekelt, was ich getan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend.“ (S. 432).

Erst kurz vor ihrem Tode erkennt Effi die Handlungsweise Instettens an. — — „wie mir hier klar geworden ist, dass er (Innstetten) in allem recht gehandelt. In der Geschichte mit dem armen Crampas — ja, was sollt er am Ende tun? Und dann, womit er mich am tiefsten verletzte, dass er mein eigen Kind in einer Art Abwehr gegen mich erzogen hat, so hart es mir ankommt und so weh es mir tut, er hat auch darin recht gehabt.“ (S. 454).

Aber innerlich stellt Effi die Gerechtigkeit Instettens in Frage und sie lässt auf ihren Grabstein „Effi Briest“ schreiben, nichts soll sie mit ihm verbinden. —

„Sogenannte „interessante Geschichten“, wenn es Einzelvorkommnisse sind, sind gar nicht zu gebrauchen. Es kommt immer auf zweierlei an: auf die Charaktere und auf ein nachweisbares oder poetisch zu mutmassendes Verhältnis von Schuld und Sühne.“¹⁾

Diese Worte scheinen wie für die vier Frauengestalten Grete-Minde, Hilde, Cécile, Effi geschrieben zu sein. Nicht nur ihr gemeinsames Schicksal, ohne eigentliche Schuld, schuldig zu werden, verbindet sie, sondern noch manche Charakterzüge, bei deren Darlegung uns nicht Fontanes Darstellungskunst interessiert (das bliebe einer besonderen Arbeit vorbehalten), sondern die Charakterzüge an sich.

Ihnen ist eine gewisse Sehnsucht eigen, die bei Grete Minde und Hilde nicht näher motiviert ist, während dies bei Cécile und Effi geschieht.

Grete Minde:

„Sieh, das sprachst du von einem Tal, das tief in Bergen lag und der Sturm ging drüber hin, und wäre kein Krieg und die Menschen liebten einander. Und ich weiss, dass ich das Tal in Wachen und in Tränen sah. Viele Wochen lang. Und ich sehnte mich danach und wollte hin.“ (R. I. Bd. 2. S. 654).

— — — „um sich in wachen Träumen eine Welt der Freiheit und des Glückes aufzubauen. Dabei sah sie sich am liebsten am Bug oder Steuer eines Schiffes stehen, und der Seewind ging, und es war Nachtzeit, und die Sterne funkelten. Und sie sah dann hinauf, und alles war gross und weit und frei. Und zuletzt überkam es sie wie Frieden inmitten aller Sehnsucht“ — — (R. I. Bd. 2. S. 658).

¹⁾ Brief an Mathilde von Rohr, vom 15. Mai 1878.

Hilde:

„Und wenn dann Abend war, öffnete sie das Fenster und sah hinaus, und eine müde, schmerzlich-süße Sehnsucht überkam sie. Wonach? Wohin? Dorthin, wo das Glück war und die Liebe.“ (R. I. Bd. 3. S. 58 f.).

Bei Grete und Hilde ist die Sehnsucht noch ungewiss romantisch, bei Cécile und Effi nimmt sie feste Form an.

Cécile:

„Sie hat ein Verlangen, eine Sehnsucht, aber welche? Mitunter ist es, als sehne sie sich, von einem Drucke befreit zu werden oder von einer Furcht und innerlichen Qual.“ (R. I. Bd. 4. S. 280).

Es ist Gordon, der diese Frage stellt. Wir wissen, dass Cécile sich nach Ruhe sehnt und nach Befreiung von dem quälenden Gedanken an ihre „Vergangenheit“.

Die Stellen über die Gegenstände von Effis Sehnsucht haben wir schon angeführt auf Seite 19 dieser Arbeit. Es ist ihr Hang zum Aparten, zum Abenteuer, zum Wechsel, zu Zerstreuungen und zum Reichtum.

Alle vier verlangen Liebe, während sie sich selbst mehr passiv den sie Liebenden gegenüber verhalten.

Grete M i n d e:

„— — unter Bruder und Schwester und ohne Liebe. Es tötet mich, dass mich niemand liebt. Ach, wie's mich danach verlangt! Nur ein Wort, nur ein einzig Wort.“ (R. I. Bd. 2. S. 656).

„Denn sieh, Liebe will ich, und das ist viel.“ (R. I. Bd. 2. S. 652).

Hilde:

„es ist eine sehnsüchtige Natur, die Liebe haben will. Danach trachtete sie durch Tag und Jahr und wartete darauf, und wartet noch.“ (R. I. Bd. 3. S. 114).

Cécile

ist überhaupt eine ganz auf Huldigungen gestellte Natur, die erst glücklich wird, wenn alles ihr Aufmerksamkeiten erweist. Ihre Züge beleben sich, so wie sie einen bewundernden Blick auf sich ruhen fühlt, ihre Stimmung wird gut, wenn sie bemerkt, dass sie der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist. Selbst ein Schmetterling, der sich auf ihre Hand setzt, oder Rosenblätter, die der Wind vor ihre Füße weht, genügen, um ihre Gemütsverfassung zu bessern.

Effi:

„Ich liebe alle, die's gut mit mir meinen und gütig gegen mich sind und mich verwöhnen.“ (R. II. Bd. 2. S. 156).

Alle vier Frauen lieben nicht leidenschaftlich.

Grete M i n d e:

Sie hat wohl Valtin gern, aber im Grunde ist er ihr nur Mittel, um sich von den drückenden Verhältnissen des brüderlichen Hauses zu befreien.

Valtin sagt zu ihr: „Gret', ich tu' alles, was du willst. Sage, dass ich hier herunterspringe, so spring ich, und sage, dass du fort willst, so will ich auch fort. Und wenn es in den Tod ging'! Ich kann nicht leben ohne dich. Und ich will auch nicht.“ Grete war aufgesprungen und sagte: „Das hab' ich hören wollen.“ (R. I. Bd. 2. S. 656).

„Sie kannte ihre Macht über ihn.“ (R. I. Bd. 2. S. 683).

H i l d e:

Sie lässt sich die Liebe Martins gefallen, ohne selbst stark darauf zu reagieren. An ihrem Geist ziehen Gestalten vorüber: „Und zuletzt kam Martin — Martin, der drüben in der Kammer schlief und immer rot wurde, wenn der alte Sörgel in Scherz oder Ernst ein Wort sagte. War er es? Nein, ja — — — und dann wieder nein.“ (R. I. Bd. 3. S. 59).

C é c i l e:

Sie verlangt von Gordon „Umwerbungen, Dienste, Huldigungen“, ohne bereit zu sein, ihm ein wärmeres Gefühl zu zeigen. Er soll sich genügen lassen an ihrer Schönheit und ihren Plaudereien.

Effi allerdings steht in dieser Reihe etwas gesondert. Das Verbindende mit den drei andern Frauen ist, dass auch sie keine grosse Liebe für ihren Geliebten fühlt. Aber während Valtin, Martin, Gordon wirklich liebten, ist Crampas' Gefühl für Effi nur eine rasche leidenschaftliche Aufwallung, die seiner ganzen Naturanlage nach nicht von Dauer sein kann; denn er ist „unzuverlässig und ein wahrer Haselant“, er ist rücksichtslos im Punkt chevaleresker Liebesabenteuer. „Kein rechter Verlass auf ihn, am wenigsten mit Frauen. Eine Spielernatur. Er hasardiert im Leben in einem fort.“ (R. II. Bd. 2. S. 285).

Grete und Hilde haben beide magisch-dämonische Augen und auch Céciles Augen haben einen eigentümlichen Reiz.

„Ihre Augen stehen scharf nach innen, wie wenn sie sich suchten und lieber sich selbst als die Aussenwelt sähen. Es gibt ihr aber entschieden etwas Apartes und wenn ihre Beauté wirklich Einbusse dadurch erfahren sollte, so doch sicherlich nicht ihr Reiz.“ (R. I. Bd. 4. S. 217).

C é c i l e und E f f i

haben den Zug der Unbildung gemeinsam. Aber während dies bei Cécile Verlegenheiten schafft, wirkt es bei Effi jugendlich-reizend.

Hilde und Effi

fürchten sich vor ihren Männern.

Hilde:

„Und aus Furcht und Dankbarkeit hat sie ja gesagt.“ (R. I. Bd. 3. S. 114).

Effi:

„Er ist so lieb und gut gegen mich und so nachsichtig, aber — — — ich fürchte mich vor ihm.“ (R. II. Bd. 2. S. 157).

Bei Hilde ist die Furcht noch primitiver, es ist die Furcht des Kindes vor dem zu strengen Erzieher, während es bei Effi der feine Instinkt gegen die wesensfremde Art ist. Auffallend ist die Ähnlichkeit von Hildes und Effis Ende, beide sterben in einer Art Verklärung. Fontanes Briefstelle über Hilde haben wir schon angeführt (S. 14); uns interessiert jetzt der Schluss: — „sie selbst, ohne den Grundton ihres Wesens zu ändern, verklärt sich“.

Effi:

„weil ihnen nicht entgehen konnte, dass es nicht die helle Jugend, sondern eine Verklärtheit war, was der schlanken Erscheinung und den leuchtenden Augen diesen eigentümlichen Ausdruck gab.“ (R. II. Bd. 2. S. 437).

Von Hilde und Effi heisst es:

Ihr Lebensschicksal hat sie verzehrt, aber der Körper lebt noch einmal auf.

Hilde:

„Aber die Frische war eine Täuschung gewesen. Ein Fieber kam, das ihre Kräfte rasch verzehrte, rascher noch als irgend wer geglaubt.“ (R. I. Bd. 3. S. 141).

Effi:

„Aber so schön das alles war, auf Effis Gesundheit hin angesehen war es nur Schein, in Wahrheit ging die Krankheit weiter und zehrt still das Leben auf.“ (R. II. Bd. 2. S. 436).

Beide sterben mit ähnlichen Worten.

Hilde:

„Lass. Ich weiss alles — — und ich sterbe gern.“ (R. I. Bd. 3. S. 141).

Effi:

„Bist du so ruhig über Sterben, liebe Effi? Ganz ruhig, — es hat nicht viel zu bedeuten, wenn man von der Tafel etwas früher abgerufen wird.“ (R. II. Bd. 2. S. 453).

Cécile und Grete Minde

enden beide durch Selbstmord, allerdings aus verschiedenen Motiven.

Die Witwe Pittelkow¹⁾, Mathilde Möhring²⁾ und Corinna Schmidt³⁾ sind untragische Gestalten, bei denen es sich nicht um das Problem „Schuld“ und Sühne handelt. Da sie als hervorstechendste Eigenschaft einen stark ausgeprägten Willen und eine grosse Selbständigkeit im Denken und Handeln haben, habe ich sie zusammengefasst, obgleich sie ganz verschiedenen Milieus angehören. Das Ziel ihres Wollens und Handelns ist dasselbe: sie streben nach Besitz, um sich auf dieser sicheren Grundlage das Leben nach ihren Wünschen aufbauen zu können.

Die Witwe Pittelkow nimmt ein Verhältnis mit einem alten Grafen auf sich, um materiell sichergestellt zu sein, Mathilde Möhring bietet ihre ganze Energie und kluge Findigkeit auf, um aus der Geldmisere herauszukommen, Corinna Schmidt verschwendet den ganzen Reichtum ihres überlegenen Geistes an einen ungeliebten, schwachen und unbedeutenden Mann, um durch ihn zu Wohlleben und Bequemlichkeit zu kommen.

Dieser Kampf um einen gewissen Lebensstil ist Fontane nicht fremd. Fontane, der stark ästhetisch eingestellte Mensch, hat wohl um die Vorzüge gewusst, die das Geld bietet. Aber über Geld und Sicherheit ging ihm immer das Geistige. Eine sichere Stellung gibt er auf, weil ihm seine geistige Freiheit bedroht schien.

„Ich bin kein Barbar und ich ziehe das Feinere und Schönere vor, aber die Freiheit des Geistes und der Empfindung, jene echte Schönheit, die den Menschen und sein Tun adelt, wird mir stets weit über — Spiegelscheiben und venetianische Blenden gehen.“⁴⁾

Von der Witwe Pittelkow schreibt Fontane:

„Die Hauptperson ist nicht Stine, sondern deren ältere Schwester: Witwe Pittelkow. Ich glaube, sie ist eine mir gelungene und noch nicht dagewesene Figur.“⁵⁾

Tatsächlich hat Fontane in der Witwe Pittelkow eine höchst originelle Frau geschaffen, die in seinem Werk nur noch mit Frau Dörr (Irrungen, Wirungen) zu vergleichen ist. Pauline Pittelkow ist prachtvoll lebensnah, gesund in ihrem Urteil, dem sie in drastisch-temperamentvoller Weise Ausdruck verleihen kann, mit wahrer Herzensbildung und praktischer Lebenserfahrung. Ihr Leben ist wie das so vieler ihres Standes verlaufen. Früh verführt, heiratet sie einen einfachen Handwerker, der sie nach seinem Tode gänzlich mittellos zurücklässt. Sie geht aus Not ein Verhältnis mit einem alten Grafen ein, der sie dafür wirtschaftlich sicherstellt.

Fontane zeigt an der Witwe Pittelkow wieder, dass man einer lebendigen Natur Unrecht tut, wenn man sie in das starre System

1) Fontanes Werke R. I. Bd. 5. S. 7.

2) Fontanes Werke R. II. Bd. 2. S. 457.

3) Fontanes Werke R. I. Bd. 5. S. 295.

4) Brief an W. u. H. Merckel vom 23. August 1857.

5) Brief an Emil Dominik vom 3. Januar 1888.

überkommener Moralgesetze einordnet. Die Witwe Pittelkow gleicht durch den Wert ihrer Persönlichkeit vollständig aus, dass sich ihre Anschauung von Moral nicht mit der landläufigen deckt. Sie weiss recht gut, dass ihr Leben nicht ganz mit dem übereinstimmt, was die zehn Gebote vorschreiben. Sie hat Verstand und Gerechtigkeitsgefühl genug, die ihr sagen, dass es besser und richtiger sei, sich mit ehrlicher Arbeit zu ernähren; sie hätte dies auch ihrer Natur nach gekonnt, da sie nach dem Zeugnis ihrer Schwester Stine: „arbeitsam, ordentlich und ganz ohne Passion“ ist¹⁾.

Aber ein Leben ohne ständige Angst vor Not und Sorgen ist zu wohltuend, um es mit dauernder Unsicherheit zu vertauschen.

„Ach Gott, Arbeit. Gewiss, Arbeiten is gut, un wenn ich mir so die Ärmel aufkrämpele, is mir eigentlich immer am wohlsten. Aber du weisst ja, denn is man mal krank und elend, un Olga muss in die Schule. Wo soll man's denn hernehmen?“ (S. 18).

Auf sich halten, findet sie das Klügste, aber: „Wird es anders kommen, so wär es nicht viel, und sie würde nur sagen: Ich weiss wohl, Stine, das Richtige lässt sich nicht immer tun. Ja, sie sieht das, was sie das Richtige nennt, für etwas Wünschenswertes an, aber nicht als etwas Notwendiges.“ (S. 507).

Sie fasst ihre Beziehungen zu dem Grafen wie ein Geschäft auf, dessen Pflichten sie, wenn auch ungern, erfüllen muss.

„Sie nimmt ihr gegenwärtig Leben als einen Dienst, drin sich Gutes und Schlimmes die Wage hält; aber des Guten ist noch mehr, weil sie keine Sorgen hat um das tägliche Brot.“ (S. 50).

Sie meistert das Leben auf ihre Weise, mit Energie und einem gesunden Instinkt für das Nützliche und nicht zuletzt mit ihrem starken Eigenwillen. Sie beherrscht den alten Grafen und ihre Schwester Sine, weil man ihr am besten willfährig ist:

„— — bei dem rücksichtslosen Charakter der Pittelkow, bei der alles immer biegen oder brechen musste.“ (S. 40).

Ihre grosse Natürlichkeit (sie ist gegen jede Ziererei „nein, bloss nicht zieren. Immer anständig, dafür bin ich; aber zieren kann ich nich leiden“, S. 40) lässt sie ihre Meinung manchmal auf drastischste Weise zum Ausdruck bringen.

Der Graf ist ein „altes Ekel“ (S. 10). Olga „eine dumme Jöhre“ (S. 11). Wanda hat eine Stimme wie „ne Harfenjule“ (S. 42).

Der junge Graf ist „ein ausgepustetes Ei“ und sie denkt ihn sich so: „Und dabei zog sie das Gesicht in die Länge und drückte mit Daumen und Zeigefinger die Backen ein.“ (S. 17). Was bei dieser von Lebenskraft überströmenden Natur am sympathischsten berührt, ist die grosse Liebe zur Schwester.

Stine soll so leben, wie es Pauline Pittelkow nicht getan hat, nämlich „ein anständiges Mädchen bleiben und etwas auf sich

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 49.

halten.“ Sie will nur Stines Bestes und mit ihrer Lebenserfahrung rät sie ihr ab, sich weiter an den jungen Grafen zu verlieren.

„Nein, nein Stine, Liebschaft ist nich viel, Liebschaft is eigentlich gar nichts. Aber wenn's hier sitzt (und sie wies aufs Herz), dann wird es was, dann wird es eklig“, (S. 59) denn sie weiss, dass der soziale Unterschied nicht aus der Welt zu schaffen ist:

„Un ich sage dir, von so was wie du mit dem Grafen vorhast oder der Graf mit dir, von so was is noch nie was Gutes gekommen. Es hat nu mal jeder seinen Platz, un daran kannst du nichts ändern, und daran kann auch das Gräfchen nichts ändern. Ich puste was auf die Grafen, alt oder jung; aber ich kann so lange pusten wie ich will, ich puste sie doch nicht weg, und den Unterschied auch nicht.“ (S. 60).

Mathilde Möhring ist ein ausserordentlich klar gezeichneter Charakter. Sie ist klug, praktisch, findig und ihr ganzes Streben geht danach, aus der engen, kleinbürgerlichen Atmosphäre ihres Elternhauses herauszukommen. Dazu verhilft ihr ihre Energie und ihre Willenskraft, die sie unbeirrbar ihr Ziel verfolgen lassen. Manchmal stört uns ihre frostige Art der Profitrechnung, aber versöhnend wirkt wieder ihre Liebe zur Mutter und ihre Sorge für die „weimeriche“ Alte, die immer alles zu teuer findet und fürchtet: „dass dann kein Geld mehr da sei.“

Mathilde ist ein äusserst bewusster Mensch, niemals würde sie an ihrer eigenen Klugheit und Vortrefflichkeit zweifeln.

Fontane gibt von Mathilde Möhring eine unnachahmlich gute Schilderung in humorvoll-ironischen Wendungen. Wir sehen die reiz- und farblose Gestalt förmlich vor uns, die trotz ordentlicher Sauberkeit keinerlei sinnlichen Zauber auf die andern Menschen ausüben kann. Ihre Energie und ihre Nüchternheit, die bestimmenden Züge ihres Charakters, kommen zum Ausdruck in dem strenggeschnittenen Profil und den glanzlosen Augen, die, ohne inneres Feuer zu verraten, kritisch-abwägend in die Welt blicken.

Wenn uns Mathilde kalt und berechnend anmutet, so müssen wir doch ihr Ziel anerkennen. Sie strebt mit allen Mitteln aus ihrem engen Milieu heraus, und wir müssen ihre Energie und Klugheit bewundern, mit der sie ihre Sache führt.

Ihre scharfe Beobachtungsgabe lässt sie sofort in dem neuen Mieter einen Mann erkennen, der „bequem ist, weil er keinen Muck hat, weil er ein Schlappier is“¹⁾). Sie erfasst sofort, dass dieser Mann ein Mittel zu ihrem Zweck sein könnte, und die Schwäche dieses Mannes auszunutzen und sich dienstbar zu machen, ist fortan ihr fester Wille. Sie verfolgt ihren Plan, Grossmann zum Heiratsantrag zu bringen, mit voller Bewusstheit. Sie weiss ganz genau,

1) Fontanes Werke, R. II. Bd. 2. S. 466.

wann sie tugendhaft sein muss und wann sie „den Bogen nicht überspannen darf, um nicht den Eindruck des Spiessbürgerlichen zu wecken“. (S. 496 f.). Sie bringt es fertig mit ihrem ausgesprochenen Sinn für „Pflicht, Ordnung und Stundenhalten“, dass Grossmann sein Examen macht, dass er eine Stellung bekommt. Mit bewundernswerter Klarheit geht sie Schritt für Schritt ihrem Ziel entgegen.

Sie beherrscht den Mann völlig im Grossen wie im Kleinen mit ihrem überlegenen Willen und ihrem Sinn für die praktische Seite des Lebens. Sie bestimmt Verlobungs- und Hochzeitstag, und als sie endlich die Bürgermeisterstelle in Woldenstein für Grossmann erlangt hat, ist sie die Seele der Verwaltung. Sie hat die Ideen, die Grossmann dann ausführt, ihre kluge Umsicht trägt ihm die Beliebtheit bei den andern ein. Sie bleibt nüchtern und überlegend. Aber das, was sie gewollt hat, hat sie erreicht.

„Wenn ich auch nicht viel aus ihm mache, so viel doch, dass ich ihn heiraten kann, und dass ich dir (der Mutter) alle Monate was schicken kann und dass ich einen Titel habe.“ (S. 517).

Dem Weg ihres Aufstiegs wird plötzlich eine Grenze gesetzt, Grossmann stirbt. Aber:

„Zu Thildens Eigenschaften gehörte von Jugend auf die Gabe des Sichanpassens, Sicheinlebens in die jedesmalige Situation. Wäre Hugo am Leben und im Amt geblieben und nach Ablauf seiner Woldensteiner Amtszeit zum Oberbürgermeister einer Provinzialhauptstadt gewählt worden, so würde seine Frau bei Besuchen des Oberpräsidenten, ja selbst bei Kaiserparaden die Honneurs des Hauses mit vollkommener Unbefangenheit und ausreichender Geschicklichkeit gemacht haben. Jetzt, wo sie sich nach einem kurzen Erfolg auf die Stufe zurückversetzt sah, von der sie ausgegangen war, fand sie sich auch darin zurecht und nahm ihr altes Leben ohne jede weitläufige Betrachtung und jedenfalls ohne Klage darüber wieder auf.“ (S. 566 f.).

Der Schluss wirkt versöhnend. Mathilde ist freier geworden, sie hat gemerkt, dass die ewige Angst der Mutter um den Groschen beinahe auch sie ergriffen hätte.

„Von Natur bin ich gerade so wie Mutter, sie berechnet immer was es kostet, und ich rechne mir den Vorteil aus.“ (S. 565).

Mathilde hat gelernt, sich zu bescheiden. Das Leben hat ihren Ehrgeiz nach materiellen Gütern nicht befriedigt. Ihre Erkenntnis ist in dieser Richtung gegangen, als sie beschliesst, sich mehr den geistigen Gütern zuzuneigen. Sie macht ihr Lehrerinnenexamen und das „weit besser als Grossmann“ damals den Referendar. Mathildens Wille zum Leben ist nicht gebrochen, sondern nur umgebogen.

Die Milieuschilderung in „Mathilde Möhring“ ist vollendet.

Ist das Milieu, in dem sich die Pittelkow bewegt mit feiner Komik gezeichnet, — es ist eine Wohnung, wo sich der Geschmack des Grafen mit dem der Pittelkow dauernd berührt, wo neben den zwölf Lederbänden von Humes History of England das Berliner Pfennigmagazin liegt und auf einem pompösen Bücherschrank „zwei jämmerliche Gipsfiguren, eine Polin und ein Pole beide kokett in Nationaltracht zum Tanze ansetzend“ stehen — so atmet das Möhringsche Milieu die entsetzlich enge Luft Berliner Kleinbürger-tums: kleine Zimmer mit einem zerbrochenen Spiegelglas und einer „Chaiselongue“ auf die sich Frau Möhring nicht zu setzen wagt, weil sie eine „Kute“ fürchtet. Man kann Mathildens Streben, auf irgend welche Weise dieser Atmosphäre zu entrinnen wohl verstehen. —

Man könnte Corinna Schmidt eine höher transponierte Mathilde Möhring nennen. Die gesellschaftliche Schicht, der Corinna angehört, ist nicht mehr die kleinbürgerliche wie in „Mathilde Möhring“, sondern die bürgerliche. Auch Corinna hat den Ehrgeiz, aus ihrem Kreis herauszukommen, auch sie hat einen hellen, scharfen Verstand, und auch sie setzt ihren ganzen Willen und ihre ganze Energie ein, ihr Ziel zu erreichen: Leopold Treibel zu heiraten, und sich damit ein Leben in Wohlhabenheit zu sichern. Aber über der ganzen Gestalt liegt ein solcher Zauber der Liebenswürdigkeit, dass man ihr wegen ihrer Berechnung nicht zürnen kann, sie hat eben in allem das, was Mathilde fehlt: den Charme. Auch das Ende von Mathilde Möhrings und Corinna Schmidts Leben ist verwandt. Wir haben gesehen, dass Mathilde Möhring zuletzt ihre Profitrechnung verworfen und sich in einem geistigen Beruf bescheiden gelernt hat. Ebenso sieht Corinna ihren Fehler ein, nur um des Geldes Willen einem ungeliebten Mann die Hand zu reichen, auch sie bescheidet sich und heiratet ihren Vetter, mit dem sie einem bürgerlich-geistigen Glück entgegengehen wird. —

Corinna hat wie so viele in den 90iger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Hang zum Wohlleben.

„Ja“ lachte Corinna, „die Jugend ist gut, aber Kommerzienrätin ist auch gut und eigentlich noch besser. Ich bin für einen Landauer und einen Garten um die Villa herum. Und wenn Ostern ist und Gäste kommen, natürlich recht viele, so werden Ostereier in dem Garten versteckt und jedes Ei ist eine Attrappe voll Konfituren von Hövel oder Kranzler, oder auch ein kleines Necessaire ist drin. Und wenn dann all die Gäste die Eier gefunden haben, dann nimmt jeder Herr seine Dame, und man geht zu Tisch. Ich bin durchaus für Jugend, aber für Jugend mit Wohlleben und hübschen Gesellschaften.“¹⁾

¹⁾ Fontanes Werke R. I. Bd. 5. S. 301.

Corinna ist gescheit, gebildet, tüchtig und espritvoll: „Du sprichst englisch und hast alles gelesen. Und englische Politik und Geschichte wirst du natürlich auch wissen, dafür bist du ja meines Vaters Tochter.“ (S. 302).

Sie hat einen Hang zum Modernen und ist sehr frei erzogen, (Wilibald Schmidt, der Vater Corinnas ist von ähnlicher Duldsamkeit wie Professor Cornelius, der Vater in Thomas Manns Novelle „Unordnung und frühes Leid“¹⁾ sie ist „eine aparte Person, vielleicht ein bißchen zu sehr.“ (S. 351).

Corinna, die sich ihrer Talente und Vorzüge genau bewusst ist (aber in liebenswürdigerer Form als Mathilde Möhring von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt ist) findet, dass sie nicht in kleine Verhältnisse mit „Speck und Wrucken“ passt. Da sie als eine kühle und verstandesmäßige Natur wohl nie „einer lichterlohen Leidenschaft“ fähig sein wird, hat sie sich vorgenommen, den Sohn der reichen Kommerzienrätin Treibel zu heiraten, der ihr, wenn auch ungeliebt, die Möglichkeit eines bequemen Lebens verschaffen könnte. Diesen Plan verfolgt sie nun mit Konsequenz. Sie kokettiert auf die entzückendste Art mit Leopold Treibel und entfaltet ihre geistigen und gesellschaftlichen Talente immer wieder vor ihm. Corinna erreicht, wonach sie mit so viel Einsatz gestrebt hat. Der ohnehin nicht sehr widerstandsfähige Leopold Treibel lässt sich von ihren Reizen völlig gefangen nehmen und verlobt sich mit ihr.

Corinna hat also wie Mathilde ihr Ziel in gewissem Sinn erreicht. Aber wie dort der Tod alle ehrgeizigen Pläne durchkreuzt hat, so hier ein noch stärkerer Wille als der Corinnas: der der Kommerzienrätin Treibel. Die Kommerzienrätin will keine arme Schwiegertochter. Dieser Widerstand zeigt Corinna deutlich das nur Äusserliche ihrer Wünsche.

„Sie hat eigentlich ein gesundes und ehrliches und aufrichtiges Herz, auch einen feinen Ehrenpunkt und nach einer kurzen Abirrung ist ihr mit einem Male klar geworden, was es eigentlich heisst, wenn man mit zwei Familienporträts und einer väterlichen Bibliothek in eine reiche Familie hineinheiraten will.“ (S. 490).

„Was vordem halb Berechnung, halb Übermut war, das sieht sie jetzt in einem andern Licht und ist ihr Gesinnungssache geworden.“ (S. 490).

Corinna selbst sagt: „Ich habe von früh an den Sinn für Äusserlichkeiten gehabt und hab ihn vielleicht noch, aber seine Befriedigung kann doch zu teuer erkaufte werden, das hab ich jetzt einsehen gelernt.“ (S. 497). Es empört sie sogar, wenn „Geld alles ist und Herz und Sinn verengt“. Ihre starke und kräftige Natur hat ganz selbstverständlich wieder zum Richtigen zurückgefunden.

¹⁾ S. Fischer, Berlin 1926.

Der Verlauf von Mathilde Möhrings und Corinna Schmidts Leben zeigt deutlich Fontanes Haltung zum Leben, die den Menschen rät, keine Gewagtheiten zu begehen, sondern sich mit dem jedem Einzelnen Gemässen zu bescheiden.

Christine von Holk ist eine zwiespältige Natur. Sie steht mit ihrem Temperament zwischen der Gruppe von Frauen, die ich als die „Lebenskräftigen“ bezeichnet habe und der Gruppe der „Entsagenden“. Ihr stark ausgeprägter Wille und ihr kluger Verstand könnten sie ohne weiteres befähigen, das Leben zu meistern, aber sie entsagt ihm, weil ihre Seele zu empfindlich ist. Pflicht- und Willensnatur auf der einen Seite ist sie doch andererseits wieder gefühlvoll, sensitiv und sentimental den Einflüssen offen. Ihr Leben lang hat sie sich hinter Grundsätzen verschanzt, aber ihr Tod zeigt, dass sie nicht mit ihrer Liebe fertig werden können. Sie hat eine Rüstung aus Starrheit und Unerbittlichkeit angelegt, um ihr weiches, liebebedürftiges Innere vor fremden Blicken zu schützen. Sie liebt ihren Mann mit einer starken Liebe, aber sie ist nicht fähig, sie ihm zu zeigen. Sie beschwört Streit herauf, obgleich sie sich nach Ruhe und Frieden sehnt.

Eine Liebesheirat hat zwei ungleiche Naturen vereinigt: den Pflichtmenschen (in „Unwiederbringlich“ die Frau) und den Temperamentsmenschen. Dieses Fontanesche Problem haben wir schon bei der Behandlung von Effi Briest gefunden. Die Tatsache einer Verbindung zweier ungleicher Naturen schließt nach Fontane einen schlechten Ausgang in sich, weil sie ein Verstoß gegen das Gesetz der Vernunft und der Lebenserfahrung ist.

Ausserordentlich bestimmend für Christines Charakter ist ihre leidenschaftliche Religiosität. Sie ist Herrnhuterin und sie vereinigt die beiden Eigentümlichkeiten dieser Sekte in sich. Auf der einen Seite ist sie weich und gefühlvoll, im Goetheschen Sinne „schöne Seele“, die der Religion und einer dauernden Selbstergliederung lebt: „Christine braucht immer jemanden, um sich auszuklagen, ganz schöne Seele, nachgeborene Jean Paulsche Figur, die sich mit dem Ernste des Lebens den Kopf zerbricht.“¹⁾

Auf der andern Seite aber ist sie eigensinnig und unzugänglich, sobald es sich um Glaubenssachen handelt. Sie nimmt die Rechtgläubigkeit allein für sich in Anspruch „denn ungläubig ist so ziemlich alles, was nicht altlutherisch oder pietistisch oder herrnhutisch ist.“ (S. 401).

Christine hat in keiner Weise die Gabe, sich dem so verschiedenen Gatten anzupassen. Wenn ihr Interessenkreis: „die Erziehung ihrer beiden Kinder, Missionsberichte von Grönland oder Ceylon,

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 401.

Harmonium, Kirchenleuchter, Altardecke mit Kreuz“ (S. 402) ist, so kann sie von da nicht die Brücke schlagen zu ihres Mannes Weltläufigkeit.

Holk denkt an die Errichtung von neuen Stallbauten, während Christine von einer Grabkapelle spricht mit Gotik, Palmen und Engeln. Ihr ist es nicht gegeben mit Liebenswürdigkeit (wie Corinna sie im hohen Masse hat), über solche Uneinigkeiten hinwegzukommen. Ihr im Grunde weiches und gutes Herz ist zu lange mit starrer Unbeugsamkeit umgeben, um sich in Duldsamkeit dem immer und trotz allem geliebten Manne hinzuneigen. Ihre sich schwer gebende Natur macht sich und andern das Leben zur Qual.

Dabei „gesellt sie zu den Vorzügen einer vornehmen Dame zugleich alle Tugenden einer christlichen Frau.“ (S. 406.) Dazu ist sie voller Klugheit, Verstand und Bildung. Aber zu diesen Tugenden fehlt Christine die rechte Bescheidenheit. Sie ist sich ihrer Vorzüglichkeit zu sehr bewusst, (ähnlich wie Mathilde Möhring) und sie kann ihren Mann die eigene Überlegenheit nicht vergessen machen. Holk, den Menschen, der sich vom Augenblick leiten lässt, muss ihre Sicherheit stören. Allerdings ist diese Sicherheit nicht so stark wie Holk denkt. Oft verbirgt sich hinter der spöttischen Herbheit ihre Liebedürftigkeit. Holk erkennt sie zum Teil, wenn er von ihr sagt: „Sie war in allem so sicher; sie wusste mit gleicher Bestimmtheit, welche Bücher gelesen und nicht gelesen, welche Menschen und Grundsätze gesucht und nicht gesucht werden müssten, und vor allem wusste sie, wie man Erziehungsfragen zu behandeln habe. Gott, wie klug die Frau war!“ (S. 523.) Holk trifft es weit besser, wenn er in weicheren Augenblicken schreibt:

„Freilich wer hat Charakter? Es ist nicht jedem so gut geworden wie Dir, Du hast das, was den meisten fehlt; aber, wenn mich nicht alles täuscht, erfüllt Dich selbst mitunter der leise Wunsch, etwas weniger von dem zu haben, was Dich auszeichnet.“ (S. 494.)

Allerdings ist Christine im Vergleich mit Holk, der wechselnden Einflüssen nur zu offen ist, die grundsätzlich festere Natur. Holks Bedürfnis nach Temperament und Leben kann Christine nicht erfüllen, weil sie von Natur aus kühl und zurückhaltend ist. Aber die Vorwürfe, die er ihr kurz vor der Trennung macht, sind nur zum Teil gerecht, und zeugen von tiefem Nichtverstehen.

„Immer derselbe Ton der Ueberhebung. Du hast nichts von dem, was wohltut und tröstet und einem eine Last von den Schultern nimmt oder wohl gar Blumen auf unsren Weg streut. Du hast nichts von Licht und Sonne. Dir fehlt alles Weibliche, du bist herb und moros und selbstgerecht. Und vor allem so glaubenssicher in allem, was du sagst und tust, dass man es eine Weile selber zu glauben anfängt, und glaubt und glaubt, bis es einem eines Tages wie Schuppen von den Augen fällt und man ausser sich über sich selbst gerät und vor allem darüber, dass man den Ausblick auf

einen engen, auf kaum zehn Schritt errichteten Plankenzaun mit einem Grabtuch darüber für den Blick in die schöne Gotteswelt halten konnte.“ (S. 613.)

Von diesen beiden Menschen ist Holk der weitaus glücklichere, weil problemlose, und es hätte also an ihm gelegen, Christine verzeihende Liebe entgegenzubringen. Er vergisst, dass es an ihm als der sich leichter gebenden Natur gewesen ist Blumen auf ihren Weg zu streuen und Sonne in ihr Leben zu bringen, die es vielleicht vermocht hätte, die Eisrinde um ihr Herz zu schmelzen. Denn tatsächlich hat Christine ihren Mann immer geliebt.

Das beweist ihre sich regende Eifersucht, als Holk nach Kopenhagen abgefahren ist, das Gespräch mit ihrer Freundin Julie Dobschütz auf S. 439. „Und dann während ich lese oder auch nur so tue, seh ich oft über das Buch fort und freue mich über sein gutes, liebes Gesicht und möchte auf ihn zufliegen und ihm sagen: „Bester Holk“, ihre Erkrankung bei der zunehmenden Kühle von Holks Briefen aus Kopenhagen, das Strichelchen unter der letzten Zeile des Liedes, das nach ihrem Tod gefunden wird:

„Und mehr noch fast, wer liebt.“ (S. 653.)

Ihr Tod ist Entsagung. Die Erinnerungen an verlorenes Glück beschweren ihren Sinn so sehr, dass sie mit dem freiwilligen Tod dem Leben entflieht.

Wandrey¹⁾ sagt auf Seite 328 seiner Fontanebiographie: „Christines Charakter schliesst ein Einlenken nach dem Bruch, der sie auf tiefste verletzt hat, ganz und gar aus. Und ebenso zufällig bleibt nach diesem Fehlgriff natürlich auch ihr freiwilliger Tod.“

Meiner Meinung nach sieht Wandrey die Gestalt Christines zu einseitig. Er will sie ganz zu einem Pflicht- und Ordnungsmenschen machen, übersieht aber dabei ihre grosse Liebe zu Holk, die sie immer für ihn gefühlt und ihm immer bewahrt hat. Die Beweise habe ich oben angeführt. Man darf ferner nicht ausser Acht lassen, dass die Charakterisierungen, die Holk von Christine gibt und die sie zu dem Pflicht- und Ordnungsmenschen stempeln, in die Zeit fallen, da er sich von ihr scheiden will, bereits in Ebbas Netzen ist und strenger und bitterer über seine Frau spricht, um sich selber nicht der Schuld an der zerbrochenen Ehe zeihen zu müssen. Im Vergleich mit ihrem Mann ist Christine allerdings Pflicht- und Ordnungsmensch, aber man darf ihre Gefühle und besonders die Liebe zu ihrem Mann nicht vergessen. Diese Liebe kann durchaus so gross sein, dass Christine die Ehe ein zweites Mal eingeht; dazu mag ihre religiöse Auffassung von Familie und Familienzusammenhalt kommen. Auch den Selbstmord kann man aus ihrem Charakter heraus motivieren. Im Innersten sensitiv und gefühlvoll (wie öfters betont wird), merkt sie in den Wochen der zweiten

¹⁾ Conrad Wandrey: Theodor Fontane. München 1919.

Ehe, dass ein Etwas zwischen den Gatten steht, dass die Entfremdung nicht behoben werden kann, dass die Erinnerung an viele leidvolle Stunden nicht zu tilgen, dass das Glück unwiederbringlich verloren ist. Zwiespältige, problematische Naturen wie die ihre, leiden unter solchen Erkenntnissen so stark, dass sie zur Depression führen können, die den Weg zur Entsagung von allen Dingen weist. Der Tod ist die einzige Lösung für Christine, das, was ihrer zwischen Starrheit und Weichheit stehenden Natur endlich Frieden und Ruhe gibt und sie von aller Qual befreit. —

Die Gruppe der „Entsagenden“ ist nicht eine Probe der starken Charakterisierungskunst Fontanes. Die drei Frauengestalten, Renate von Vitzewitz, Victoire von Carayon, Stine, sind in schwachen Konturen gezeichnet, sie leben gleichsam im Schatten von andern Menschen; Renate in dem von Vater und Bruder, Victoire in dem ihrer glänzenden und lebenswürdigen Mutter, Stine in dem ihrer lebenskräftigen Schwester.¹⁾ Zu diesen stärkeren Menschen fühlen sich alle drei Frauen mit bewundernder Liebe hingezogen. Renate hängt mit geradezu stürmischer Liebe am Bruder, in dem sie den Welt- und Lebensnahen sieht, während sie ihr Leben fern von allem Getriebe auf dem väterlichen, einsamen Schloss verbringt. Victoire sieht in der schönen, begnadeten Mutter das Wunschbild eines eigenen Lebens vor sich, das ihr zu leben nicht vergönnt worden ist durch den Zufall einer sie entstellenden Krankheit.

Stine bewundert die lebenskräftige Schwester aus der eigenen stillen Zurückgezogenheit heraus, wenn sie auch einräumen muss, dass ihr das Leben Pauline Pittelkows nicht gemäss sein würde.

„Und solch ein Leben, wie's meine Schwester führt, verführt mich nicht; es schreckt mich bloss ab, und ich will mich lieber mein Leben lang quälen und im Spital sterben, als jeden Tag alte Herren um mich haben, bloss um Unanständigkeiten mit anhören zu müssen, oder Anzüglichkeiten und Scherze, die vielleicht noch schlimmer sind. Das kann ich nicht, das will ich nicht.“²⁾

1) Fontane selbst bekennt:

„Will dir unter den Puppen allen
Gerade „Stine“ nicht recht gefallen,
Wisse, ich finde sie selbst nur so so,
Aber die Witwe Pittelkow!
Graf, Baron und andere Gäste,
Nebenfiguren sind immer das Beste,
Kartoffelkomödie, Puppenspiel,
Und der Seiten nicht allzuviel.
Was auch deine Fehler sind,
Finde Nachsicht, armes Kind!“

Aus dem Nachlass von Theodor Fontane, hrsg. von Josef Ettliger.
S. 157.

²⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 45.

Alle drei Frauen sind nicht auf ein tätiges Leben gestellt; bei Renate und Stine ist es Charakterveranlagung, bei Victoire durch eine Pockenkrankheit bestimmt, die das junge Mädchen, mit dem an und für sich beweglichen Geist zu einer mehr passiven Haltung dem Leben gegenüber verurteilt. Sie sind auf „ein blosses Pflichtteil des Glücks gesetzt“¹⁾, wie Victoire einmal von sich sagt. Allen drei Frauengestalten fehlt die tiefe Freude am Diesseits.

Renate und Stine sind leidenschaftslos und stellen keine Ansprüche ans Leben.

Renate führt das einsame Leben eines Landedelfräuleins, Welt und Leben gehen an ihr vorüber, ohne sie nachhaltig zu beeindrucken. Eine kühle Klarheit liegt über ihr, ohne ernsthafte Konflikte, leidenslos lebt sie, schon im Diesseits ihm entrückt. Ihrer Liebe, als Tubal von Ladalinski darum wirbt, vermag sie keinen Ausdruck zu geben:

„O sage mir, dass du mich liebst, Renate.“

Nein, nicht jetzt. Es sind nicht Zeiten für Bund und Verlöbnis.“²⁾

Als Tubal dann sterbend in das Schloss getragen wird ist es für Renate zu spät, ihre Liebe zu zeigen. Sie entsagt nun völlig und beschliesst ihr ruhiges, immer etwas entrücktes Leben als Stiftsfräulein. Als charakteristisch für ihre letzte Lebensperiode mag der Spruch gelten, den ihre alte Erzieherin, Tante Schorlemmer, einmal sagt:

„Schau von deinem Thron
Vater, Geist und Sohn.
Reinige mein Herz
Auch mit meinem Schmerz;
Gib, dass sich mein Eigenwille
Ruhig in dem deinen stille,
Alles, was noch mein,
Eigne dir allein.“ (R. I. Bd. 2. S. 359).

Auch Stine lebt gleichsam an der Peripherie des Lebens. In aller Zurückgezogenheit bewohnt sie ein kleines Zimmer, an dessen Fenster sie tagaus, tagein über ihrer Stickarbeit sitzt. Ueber dem Leben des zarten blassen Mädchens stehen die Worte der sterbenden Mutter: sie solle sich halten.³⁾

Diesen Worten getreu zu bleiben, fällt ihrer leidenschaftslosen, in sich gekehrten Natur nicht schwer. Sie schaut dem Leben zu, aber sie lässt sich nicht von ihm erfassen. In ihrer Anspruchs-

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 3. S. 190.

²⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 2. S. 441.

³⁾ Ironischer und derber sind die Worte des alten Möhring, die er seiner Tochter Mathilde mit auf den Weg gegeben hat: „Halte dich proper.“ (Fontanes Werke. R. II. Bd. 2. S. 460.)

losigkeit ist Stine glücklich und zufrieden. Sie gesteht selbst, dass sie glücklich sei, nicht so, wie die, die keine Not kennen und nur glückliche Tage sehen, auch nicht so glücklich wie die katholische Schwester, „aber ich bin so gut dran wie gewöhnliche Menschen, die schon Gott danken, wenn ihnen nicht Schlimmes passiert.“¹⁾

Auch Stine möchte, wie Renate, keine Konsequenzen aus ihrer Liebe ziehen. Ihr genügt die stille Hinneigung zu dem jungen Grafen Haldern, die ihrer Meinung nach durch jedes bindende Wort nur leiden muss. Sie lehnt den Antrag des Grafen ab.

„Du willst nach Amerika, weil es hier nicht geht. Aber glaube mir, es geht auch drüben nicht. Eine Zeitlang könnt es gehen, vielleicht ein Jahr oder zwei, aber dann wär es auch drüben vorbei. Glaube nicht, dass ich den Unterschied nicht sähe. Sieh', es war mein Stolz, ein so gutes Herz wie das deine lieben zu dürfen; und dass es mich wieder liebte, das war meines Lebens höchstes Glück. Aber ich käme mir albern und kindisch vor, wenn ich die Gräfin Haldern spielen wollte. Vergiss mich; du wirst es. Und wenn auch nicht, ich mag keine Kette für dich sein, an der du dein Leben lang herumschleppst.“ (S. 94) und:

„Dadurch, dass man anspruchlos sein will, ist man's noch nicht; und es ist ein ander Ding, sich ein armes und einfaches Leben auszumalen oder es wirklich führen. Und für alles, was dann fehlt, soll das Herz aufkommen. Das kann es nicht und mit einem Mal fühlst du, wie klein und arm ich bin. Ach, dass ich in diesem Augenblick so spreche, das ist vielleicht auch schon eine Schwachheit und ein kleines Gefühl; aber ich kämpfe nicht dagegen an, weil ich glaube, dass aus allem, was du vorhast, nur Unheil kommt, nur Enttäuschung und Elend. Der alte Graf ist dagegen und deine Eltern sind dagegen, und ich habe noch nichts zum Glück ausgeschlagen sehen, worauf von Anfang an kein Segen lag. Es ist gegen das vierte Gebot, und wer dagegen handelt, der hat keine ruhige Stunde mehr, und das Unglück zieht ihm nach.“ (S. 96 f.).

Diese Worte haben etwas Programmatisches. Die Gestalten Stines und des Grafen Haldern scheinen nur geschaffen worden zu sein, um ein gewisses Problem zu beleuchten: die Möglichkeit einer Verbindung von zwei Menschen, die verschiedenen Ständen angehören. Fontanes Lebenserfahrung ist, dass eine solche Verbindung nicht glücklich werden kann. Aber er vermag dieses Problem in „Stine“ und in „Graf Petöfy“²⁾ nicht überzeugend dar-

1) Fontanes Werke, R. I. Bd. 5. S. 47.

2) Die Fabel zum „Petöfy“ ist ein dem Leben entnommenes Geschehniss. In Wirklichkeit ist der alte Graf gestorben und die junge Schauspielerin zu ihrem Beruf zurückgekehrt. Aber Fontane kann in der Verbindung von zwei Menschen, die durch so mannigfache Eigenschaften getrennt sind, nur einen Verstoss gegen das Vernunftgesetz sehen, der eine Tragik in sich birgt. (s. S. 11 d. Arbeit.)

zustellen. Viel wesenhafter ist die Darstellung desselben Problems in „Irrungen, Wirrungen“ gelungen¹⁾. In „Stine“ und in „Graf Petöfy“ scheint Fontane von der Problemstellung ausgegangen zu sein; sie ist ihm wichtiger als die Menschendarstellung. Stine ist zu stark die Verkörperung einer abstrakten Idee, um lebenswahr zu wirken. Sie ist wie Renate in ihrer kühlen Zurückhaltung nicht recht greifbar. Dagegen sind Lene und Botho (Irrungen, Wirrungen), Menschen von Fleisch und Blut, deren Scheidung, trotz ihrer grossen Liebe zueinander, uns durchaus glaubhaft und notwendig erscheint. —

Renate wie Stine sind hilfsbereit. Sie denken beide weniger an sich, als an das Wohl der Andern.

Renate pflegt ihren Bruder unter Aufgabe jedes Gedankens an eigenes Wohlergehen.

Von Stine sagt ihre Schwester Pauline Pittelkow:
„Sie will immer beistehen und helfen.“²⁾

Victoire hingegen, glaubt leidenschaftslos zu sein und keine Ansprüche an das Leben zu stellen; im Grunde steht es anders um sie. Eine Blatternkrankheit hat auf ihrem Gesicht hässliche Narben zurückgelassen, und sie muss früh die Erfahrung machen, dass eine hässliche Frau immer hinter der schönen zurücksteht. Sie versucht, den Freuden des Diesseits zu entsagen und sich eine Kompensation in der Welt des Geistes zu schaffen. Sie verbirgt sich hinter einer geistreich-philosophischen Maske, sie liebt Pikanterien und Andeutungen. (Statt einer einfachen Zusage für eine Einladung zu einer Wagenfahrt schreibt sie: „Herzlichst akzeptiert, trotzdem die Ziele vorläufig im Dunkeln bleiben. Aber ist der Entscheidungsmoment erst da, so wird er uns auch das Richtige wählen lassen.“³⁾ Der Ausdruck ihres beweglichen Geistes ist „Jeu d'esprit“ und philosophische Spielerei. Aber Victoire vermag damit nicht über ihren wahren Herzenszustand hinwegzutäuschen. Wenn sie auch sagt: „Aber in meiner Lage lernt man milde sein, sich trösten, verzeihen.“ (S. 187), gesteht sie doch ein: „Hätt ich es nicht gelernt, wie könnt ich leben, ich, die ich so gern lebe! Eine Schwäche, die (wie ich einmal gelesen) alle diejenigen haben sollen, von denen man es am wenigsten begreift.“ (S. 187 f.). Wie krampfhaft und gewollt ihre Entsagung ist, zeigt auch ihre dauernde Bitterkeit, ununterbrochen streiten sich in ihr der Wille zur Entsagung mit dem Willen zum Leben. Sie persifliert ihre Hässlichkeit oft; sie nennt sich „Mirabelle de Carayon-Wunderhold“. „Und dabei lachte sie voll Übermut und Bitterkeit. Aber die Bitterkeit klang vor.“ (S. 217). Victoires Freundin hat einmal in einem Brief ge-

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 113.

²⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 90.

³⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 3. S. 170.

schrieben: „Es ist nur eines, um dessentwillen wir Frauen leben, wir leben, um uns ein Herz zu gewinnen, aber wodurch wir es gewinnen ist gleichgültig.“ (S. 213).

Victoire hat sich die plötzliche Zuneigung eines Mannes erungen durch ihren Geist und durch ihre tiefes Mitleid erregende Selbstpersiflierung, eines Mannes, dem sie schon zu Gunsten ihrer Mutter entsagen zu müssen glaubte. Kurze Stunden des Glücks durchlebt Victoire, um dann tiefer als je in ihrem Leben Verzicht zu üben, als der junge Gatte sich gleich nach der Hochzeit erschiesst, als sie den Geliebten, noch ehe sie sich der Gemeinschaft mit ihm erfreuen kann, verliert. Sie findet in dem Glück, ein Kind des geliebten Mannes zu besitzen, in der Erinnerung, geliebt zu haben und, wenn auch nur für kurze Stunden, geliebt worden zu sein, Genüge. Erst jetzt ist die Entsagung freiwillig, der sie sich hingibt, allein mit ihrem Kind in einem fremden Land.

„Ich hatte früh resigniert und vermeinte kein Anrecht an jenes Schönste zu haben, was das Leben hat. Und nun hab' ich es gehabt. Liebe. Wie mich das erhebt und durchzittert und alles Weh in Wonne verkehrt. Viel Schweres ist mir auferlegt worden, aber es federt leicht in der Luft, gewogen neben meinem Glück.“ (S. 296).

Alle Bitterkeit ist von ihr abgefallen, in einer Art Verklärung, ähnlich wie Renate, gibt sie sich ihrem Gott hin und findet die Ruhe des Geistes.

Von allen Frauengestalten sind Marie Kniehase und Armgard von Barby der „Natur“ am nächsten. Sie reflektieren nicht, (wie etwa Mathilde Möhring und Corinna Schmidt), sondern sie handeln aus einem sicheren Instinkt heraus, der sie zu dem ihren Naturen Gemässen führt. Naiv stehen sie dem Leben gegenüber, es nimmt sie mit sich, hält und trägt sie, ohne dass sie selbst handelnd eingreifen. Sie haben dem Leben gegenüber eine abwartende Haltung, sie sind überzeugt, dass man sich nichts erringen kann, dass alles Gnade ist.

Bei Marie Kniehase ist die Verhaftung mit der Natur noch zu äusserlich dargestellt. Sie ist zwar das Kind eines fahrenden Schauspielers, aber sie scheint mit ihrem Gazekleidchen aus den Sternen gefallen zu sein oder entstanden aus weichem Schnee, mit dessen Flocken sie steigen und fallen möchte, im Kornfeld gefunden, mit ein paar Mohnblumen in der Hand, ein Vogel ihr zu Füssen:

„Sie ist am Weg geboren,
Am Weg, wo die Rosen blühn.“¹⁾

Bei Armgard von Barby fällt diese äusserliche Naturverhaftung ganz fort. Ihre innerliche Zugehörigkeit zur Natur wird dargestellt durch ihre ruhige Klarheit, durch ihre keusche Unberührtheit,

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 1. S. 498.

durch ihre reine, einfache Empfindung, der alles kompliziert Intellektualistische fremd ist. Ihre Empfindungsweise ist „natürlich“ wenn die sonst so Ruhige, Beherrschte in leidenschaftliche Bewegung gerät, als sie hört, dass Prinz Heinrich gern Leichen von Bräuten sah: „Aber das ist ja schrecklich, das ist ja Blasphemie, das ist ja Gräberschändung — ich muss das Wort aussprechen, weil ich so empört bin und nicht anders kann.“¹⁾

„Natur“ ist bei Armgard ihre Güte. Sie verweist der lebhaften Schwester ihre „Medisance“, sie kann nicht hören, dass ein Mensch über den andern Menschen schlecht spricht. Ihr ist Elisabeth von Thüringen lieber als Elisabeth von England:

„Andern leben und der Armut das Brot geben — darin allein ruht das Glück.“ (S. 286). „Natur“ ist ihre schlichte Unfeierlichkeit, die sie weit von jeder Überheblichkeit entfernt hält:

„Woldemar und ich sind, vier Stunden nach der Trauung, schon wieder wie zwei gewöhnliche Menschen. Und sich dessen bewusst zu werden, damit kann man nicht früh genug anfangen.“ (S. 344).

Bei Armgard mutet es wie selbstverständlich an, dass sie die Stadt, das Flimmernde, Wechselnde, Unbeständige, Laute, verlässt, um auf dem Lande zu leben.

Marie Kniehase wie Armgard von Barby sind nicht auf die grosse Welt gestellt. Ihr ganzes Getriebe, Hassen und Lieben, soziale Unterschiede, ehrgeizige Strebungen reichen nicht an sie heran.

„Der Geburts- und Standesunterschied wurde von Marie nicht empfunden. Sie sah in die Welt wie in einen Traum und schritt selber traumhaft darin umher. Ohne sich Rechenschaft davon zu geben, stellten sich ihr die hohen und niederen Gesellschaftsgrade als blosse Rollen dar, die wohl dem Namen nach verschieden, ihrem Wesen nach aber gleichartig waren. Es war im Zusammenhang damit, dass unter allen Bildern, die sich im Vitzewitzeschen Hause befanden, eine Nachbildung des „Lübecker Totentanzes“ bei allem Erschütternden, doch zugleich den erhebenden Eindruck auf sie gemacht hatte. Die Predigt von einer letzten Gleichheit aller irdischen Dinge sprach das aus, was dunkel in ihr lebte.“ (R. I. Bd. 1. S. 497).

Armgard ist mehr für das Hergebrachte („ich kann das Fronieren nicht leiden“) als für Neuerung, sie ist mehr für zufriedenes Bescheiden („wer immer unzufrieden ist, der taugt nichts“) als für Streben und Abwechslung, der kleine Kreis, nicht die grosse Welt ist ihr Gebiet.

„Was es doch für sonderbare Glücke gibt. Ich habe für dergleichen kein Organ. Unsere teure Baronin findet unser Leben langweilig und solche Chronik interessant. Ich umgekehrt, finde

¹⁾ Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 157.

solche Chronik langweilig und unser alltägliches Leben interessant. Wenn ich den Rudolf unseres Portier Hartwig unten mit seinem Hoop und seinen dünnen langen Berliner Beinen über die Strasse laufen sehe, so find ich das interessanter als diese sogenannte Pikanterie.“ (R. II. Bd. 3. S. 269).

Marie wie Armgard sind beide bescheiden und schlicht. Im Zusammensein mit andern Menschen wirken sie still und zurückhaltend, aber sie wirken durch ihre blosse Gegenwart.

Woldemar von Stechlin schreibt über Armgard: „an ihr ist alles Charakter, oder wenn das zu viel gesagt sein soll: Schlichtheit, Festigkeit.“ (S. 136).

Mit traumwandlerischer Sicherheit wählen beide den richtigen Gatten.

Marie weiss mit unbedingter Klarheit, dass ein nüchterner Verstandesmensch nicht von der Natur für sie erwählt sein kann, darum weist sie den Antrag Orthegravens zurück. Aber ebenso genau weiss sie, dass Lewin von Vitzewitz ihrer Natur verwandt ist, darum gibt sie ihm bedingungslos ihre Liebe¹⁾.

Armgard fühlt sich Woldemar von Stechlin ohne Worte verlobt, weil sie fühlt, dass sie von der Natur für einander bestimmt sind, weil ihre beiden Charaktere sich gleichen. Graf Barby sagt auf S. 134 (II. Reihe, Bd. 3) von Woldemar:

„Er hat so was Ruhiges und Gesetztes und immer schlicht und natürlich.“

Das sind Eigenschaften, die man ohne Zusätze und Abstriche auch Armgard zugestehen kann. Weil Marie und Armgard von glücklicher Einheit sind, können sie andere glücklich machen.

Ebba von Rosenberg²⁾, Gräfin Melusine Ghiberti³⁾, Lene Nimptsch⁴⁾ lassen sich in keine Gruppe einordnen. Sie sind Einzelgestalten in Theodor Fontanes Werk.

¹⁾ Diese Heirat zwischen einem bürgerlichen Mädchen und einem Adeligen widerspricht nur scheinbar Fontanes Grundsatz, dass Stand zu Stand kommen soll. Fontane lässt Mariens Geburt und Herkunft im Dunkeln. Der Pflegevater Mariens sagt: „Das Kind, das ihm die Hand Gottes fast auf die Schwelle seines Hauses gelegt habe, sei kein bäuerlich Kind: es sei nicht bäuerlich von Geburt und nicht bäuerlich von Erscheinung. Er liebe das Kind, als ob es sein eigen wäre, aber er betrachte es doch als ein fremdes, das eines Tages ihm wieder abgefordert werden würde. Nicht von den Menschen, wohl aber von der Natur.“ (R. I. Bd. 1. S. 496.) und: „Sie ist wie ein Märchen. Wenn morgen eine goldene Kutsche bei Kniehasen vorgefahren käme, um sie aus dem Schulzenhause mit zwei schleppentragenden Pagen abzuholen, ich würde mich nicht wundern.“ (S. 431.) Ein märchenhaft-übersinnlicher Schleier breitet sich über ihre Geburt: „Sie ist aus Feenland“. (R. I. Bd. 2. S. 333.) Ausserdem, um den Standesunterschied zu verwischen, lässt Fontane Marie mit den Schlosskindern gemeinsam erziehen. In der Tat fällt damit alles Trennende fort.

²⁾ Fontanes Werke R. I. Bd. 4. S. 369.

³⁾ Fontanes Werke R. II. Bd. 3. S. 9.

⁴⁾ Fontanes Werke R. I. Bd. 5. S. 113.

Ebba von Rosenberg ist „infernally angefliegen“, (s. S. 1 dieser Arbeit) sie ist kalt und zynisch und doch klug und temperamentvoll. Sie ist der Prototyp der Frau, die verführt, nicht mit grob sinnlichen Mitteln, sondern mit den Fähigkeiten ihres Geistes und mit der ganzen gelockerten Moral, die ihr Wesen ausströmt.

Eine Vorläuferin Ebbas ist Kathinka von Ladalinski (Vor dem Sturm). Auch sie strahlt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, die aber nicht so geistig bestimmt ist wie die Ebbas. „Ein Anflug von Koketterie, gepaart mit jener leichten Sicherheit der Bewegung, wie sie das Bewusstsein der Überlegenheit gibt, machten sie für jeden gefährlich, doppelt für den, der noch in Jugend und Unerfahrenheit stand.“¹⁾

Genau wie später Ebba hat Kathinka die Art, nicht danach zu fragen, ob sie weicher und tiefer fühlenden Herzen Schmerzen gibt durch ihre Koketterie. Obwohl sie Graf Bninski liebt und sich bereits entschlossen hat, mit ihm zu fliehen und sich vom Elternhaus loszusagen, schreibt sie an Lewin von Vitzewitz Briefe, die ihn völlig im Zweifel lassen müssen über ihre wahren Gefühle, lässt sich von ihm Liebkosungen gefallen, und zeigt sogar eine eifersüchtige Regung, als sie wahrzunehmen glaubt, Lewin beschäftige sich zu stark mit einer ihrer Freundinnen. Sie gehört wie Ebba zu denen, die „Liebe wecken, aber nicht Vertrauen.“ (R. I. Bd. 2. S. 409).

An der Darstellung Kathinkas wirkt vieles gezwungen: die zu laute Betonung ihres Polentums, die zu häufige Beschreibung ihrer Schönheit und ihres Anzuges. Sie ist, trotz der Möglichkeit ihres Wesens, theatralisch, leer und nicht lebenswahr. Dagegen ist die Darstellung der Kathinka wesensverwandten Ebba vollkommen gelungen, was von Kathinka gesagt wird, das sagt Ebba selbst.

In Hofluft ist Ebba aufgewachsen, in dieser Atmosphäre, die zwischen den beiden Polen von strenger Etikette und versteckter Lasterhaftigkeit hin- und herschwingt. Darin bewegt sie sich mit Vollendung. Sie vereinigt in sich nicht nur überlegenen Geist und Witz, sondern auch die ganze Skala der gesellschaftlichen Fähigkeiten.

Sie ist von einer ausserordentlichen Lebhaftigkeit des Geistes, ihre Wortspiele funkeln, ihr Urteil ist scharf und treffend, ihre Kritik voller Übermut und Spottlust. In „Suffisance“ und „Medisance“ kann sie sich nicht leicht genug tun. Sie hat jüdisches Blut in den Adern, aber klug, espritvoll und freigeistig, persifliert sie sich selbst. „Ich bin nämlich eine Enkeltochter des in der schwedischen Geschichte wohlbekannten Meyer-Rosenberg, Lieblings- und Leibjuden König Gustavs III.“²⁾

1) Fontanes Werke R. I. Bd. 1. S. 625.

2) Fontanes Werke R. I. Bd. 4. S. 478.

Und einen Satz der Prinzessin ergänzend, die von ihrer Freundin Ebba Brahe spricht: „sie war mehr noch eine Ebba als eine Brahe, während unsere Ebba“ — — „mehr eine Rosenberg ist, als eine Ebba.“ (S. 483).

Ebba spielt mit Glaubens- und Moralfragen. Nichts in der Welt scheint für sie festzustehen. Sie nimmt sich die Menschen, die sie im Augenblick reizen, ohne an irgendwelche Folgen zu denken, und wenn sie an gegebene Versprechen erinnert wird, weiss sie sich von ihnen zu lösen, denn „sie hat ein Talent, ihren Kopf klug aus der Schlinge zu ziehen.“ (S. 581).

Die Öde, Enge und Langweiligkeit des kleinen Hofes der alten Prinzessin, (bei der Ebba Hofdame ist) ist nicht die richtige Umgebung für Ebba. Um sich zu zerstreuen, aus Spielerei und Zeitvertreib beginnt sie eine „Eskapade“ mit dem Grafen Holk, ohne auch nur im entferntesten von dem Gedanken berührt zu werden, dass sie damit das Glück zweier Menschen, das Holks und seiner Gattin, aufs Spiel setzen könnte. Ihr Leichtsinn, ihre absolute Respektlosigkeit vor überkommenen Gegebenheiten, das Zersetzende in ihrem Wesen, stellen jede Moral in Frage. Sie macht vor nichts Halt. Obgleich sie den schwachen Charakter Holks scharfsinnig erkannt hat, (sie will ihm raten „Sammler zu werden, oder Altertumsforscher oder Vorstand eines Asyls für gefallene Mädchen oder auch bloss Pomologe“, S. 517) will sie es nicht aufgeben, ihn zu verführen:

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ (S. 519).

Es ist meisterhaft dargestellt, wie Ebba beginnt, Holk zu reizen durch ihre spöttisch-überlegene Haltung, die immer eine Vergangenheit zu verraten scheint. Sie ergeht sich in Pikanterien über Liebe und Liebesverhältnisse, fängt damit Holk vollständig, der diese lockere und lockende Art bewundert und ihr ohne Widerstand verfällt. Sie sagt:

„Was wäre das Leben ohne Liebesverhältnisse? Versumpft, öde, langweilig. Aber verständnis- und liebevoll beobachten, wie sich aus den flüchtigsten Begegnungen und Blicken etwas aufbaut, das dann stärker ist, als der Tod — o, es gibt nur eines, das noch schöner ist, es zu durchleben. Ich bedaure jeden, dem der Sinn dafür fehlt, oder der, wenn er ihn besitzt, sich nicht offen und freudig dazu bekennt.“ (S. 515).

Sie spricht mit Holk in übermütiger Laune, sie neckt ihn wegen seiner Tugendhaftigkeit und seines „bedenklichen Schielens nach der Lebemannschaft.“ (S. 517).

Sie spielt ihm eine entzückende kleine Eifersuchtsszene vor, sie treibt ihn mit Wortgefechten in die Enge, sie führt ihre ganze Rüstung funkelnden Geistes und blitzenden Witzes ins Treffen — um Holk, als er völlig in ihren Netzen gefangen ist, zu sagen, dass alles nur Spielerei war, „pour passer le temps.“ (S. 627).

Auch als sie erfährt, dass Holk sich hat scheiden lassen, um sie zu heiraten, misst sie sich an dieser Wendung der Dinge keine Schuld bei. Sie gibt Holk in der letzten Besprechung mit ihm die Quintessenz ihrer Weltanschauung:

„In der Liebe regiert der Augenblick, und man durchlebt ihn und freut sich seiner, aber wer den Augenblick verewigen, oder gar Rechte daraus herleiten will, der ist kein Held der Liebe, der ist bloss ihr Don Quixote.“ (S. 625).

Ernst lässt sie nie gelten, Spiel und befriedigte Eitelkeit sind ihr alles. Ihr Ziel scheint ihr erreicht, als sie einen alten Lord heiratet, „der schon mit vierzehn ein ausgebrannter Krater gewesen sein soll“, aber der dafür „einen Waldbestand von 15 Millionen Tannen besitzt und den Grund und Boden eines ganzen Londoner Stadtteils.“ (S. 634).

Gräfin Melusine verdient in ihrer besonderen Eigenart für einen bestimmten Typus Frau als Ideal hingestellt zu werden. Sie ist die Gesellschaftsdame grossen Stils, die aber über so viel gewinnende Züge reinsten Menschlichkeit verfügt, dass sie eine glückliche Mischung darstellt.

Dubslav von Stechlin bringt diese Mischung auf eine Formel: „Das ist eine Dame und ein Frauenzimmer dazu.“¹⁾

Mit allen Eigenschaften der Dame von Welt verbindet sie die reizende Liebenswürdigkeit, die eine Frau begehrenswert macht. Wie ein Mantel umgibt sie diese Liebe der andern Menschen und sie lässt wiederum von ihr ein Fluidum ausstrahlen. Das Bezaubernde ihres Wesens ist schwer in Worte zu fassen. Sie plaudert prickelnd, anmutig, ihr Temperament ist nur mit aufschäumendem Champagner vergleichbar. Es gelingt ihr mit unnachahmlicher Grazie in drei Sätzen von Füllhörnern auf Bonbontüten und auf die angebliche Schönheit der Engländerinnen zu kommen.

Ein Beispiel für ihre Art zu sprechen ist:

„Aber nun, Armgard, sage dem Herrn von Stechlin, (ich persönlich getraue mich's nicht) dass wir in einer halben Stunde fort müssen, Opernhaus, Tristan und Isolde. Was sagen Sie dazu? Nicht zu Tristan und Isolde, nein, zu der heikleren Frage, dass wir eben gehen, im selben Augenblick, wo Sie kommen.“ (S. 133f.).

Melusine ist voller Phantasie und Extravaganzen, gegen alles Spiessbürgerliche und Enge, sie neigt daher zu leichten Übertreibungen, die sie im Augenblick des Sprechens aber ganz ernst nimmt:

„Sonderbar, gefahrlose Berufe, solche, die sozusagen eine Zipfelmütze tragen, sind mir von jeher ein Greuel gewesen. Interesse hat doch immer nur das Vabanque: Torpedoboote, Tunnel unter dem

¹⁾ Fontanes Werke R. II. Bd. 3. S. 295.

Meere, Luftballons. Ich denke mir, das Nächste, was wir erleben, sind Luftschifferschlachten. Wenn dann so eine Gondel die andere entert. Ich kann mich in solche Vorstellungen geradezu verlieben.“ (S. 182).

Ist die eine Seite ihres Lebens prickelnd, bezaubernd, liebenswürdig, gefällig, gesellschaftlich, so ist die andere tief sympathisch.

Da ist vor allem die grosse Liebe zu ihrer Schwester Armgard. Die viel ältere Melusine hat die jüngere Schwester nach dem frühen Tod der Mutter erzogen, und es sind mehr als schwesterliche Bindungen, die von der einen zur andern gehen.

Melusines grosse Herzenswärme und ihr sicherer Takt lassen sie immer den richtigen Ton treffen mit sozial unter ihr stehenden Menschen. Sie weiss genau Schulze Kluckhuhn und Lehrer Krippenstapel zu nehmen, weil sie das seltene Talent hat, mit grosser Liebenswürdigkeit auf die Interessen anderer Menschen eingehen zu können. —

In einem Gespräch mit Pastor Lorenzen zeigt sich uns die Ernsthaftigkeit ihres Fühlens und Denkens.

„Mir ist manches verquer gegangen. Aber ich bin, denk ich, dem Tage nahe, der mich ahnen lässt, dass unsere Prüfungen auch unsere Segnungen sind, dass mir alles Leid nur kam, um den Stab, der trägt und stützt, fester zu umklammern. Ich darf leider nicht hinzusetzen, dass dieser Stab (möglich, dass er sich einst dazu auswächst) das Kreuz sei. Meiner ganzen Natur nach bin ich ungläubig. Aber ich hoffe sagen zu dürfen: ich bin wenigstens demütig.“ Auf Lorenzens leisen Zweifel antwortet sie: „Aber das darf ich sagen, ich habe den Willen dazu. Und ist doch mindestens der Anfang zum Besseren, weil sie mit dem Egoismus aufräumt. Wer die Staffel hinauf will, muss eben von unten an dienen. Und so viel bleibt, es birgt sich in ihr die Lösung jeder Frage, die jetzt die Welt bewegt. Demut erschrickt vor dem zweierlei Mass. Wer demütig ist, der ist duldsam, weil er weiss, wie sehr er selbst der Duldsamkeit bedarf: Wer demütig ist, der sieht die Scheidewände fallen und erblickt den Menschen im Menschen.“ (S. 315 f.)¹⁾ Fontane hat Melusine die eigene Weitherzigkeit mitgegeben:

„Ich respektiere das Gegebene. Daneben freilich auch das Werdende, denn eben dies Werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben.“ (S. 316).

Melusines Mund gibt dem Symbol des Stechlinsees die Deutung, und sie umschreibt damit zugleich die Weltläufigkeit ihres Wesens:

¹⁾ Diese Worte bedeuten zugleich einen Ausdruck der gütigen Weltanschauung Fontanes.

„Und vor allem sollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den grossen Zusammenhang der Dinge nie vergessen. Sich abschliessen heisst sich einmauern, und sich einmauern ist Tod. Es kommt darauf an, dass wir gerade das beständig gegenwärtig haben.“ (S. 316).

Fontane hat in Lene Nimptsch eine wundervolle Frauengestalt geschaffen, ergreifend in ihrem Schicksal, das sie mit ihrer starken Persönlichkeit überwindet. Lene wird ewig Gültigkeit haben, sie ist die Frau, die mit tief erfasstem Verantwortlichkeitsgefühl handelt, die für ihre Liebe und ihr Handeln einsteht, die kraft ihrer seelischen Stärke immer wieder das Gleichgewicht findet.

„Wer sicher ist die Folgen nicht zu bejammern, darf tun, was ihm gut dünkt.“ Dieser Ausspruch Caroline Schlegels ist mit vollem Recht auf Lene Nimptsch anzuwenden.

An einem zweiten Osterfeiertag lernt Lene den Leutnant Botho von Rienäcker kennen, und da er ihr gleich vom ersten Augenblick an gefällt, nimmt sie seine Begleitung für den langen Nachhauseweg an:

„Ach, es mag wohl nicht recht gewesen sein, gleich so freiweg zu sprechen; aber er gefiel mir, und sich zieren und zimperlich tun, das hab ich nie gekonnt.“¹⁾

Ihre aufrichtige Natürlichkeit lässt sie sich ohne Vorbehalte dem geliebten Manne zuneigen. Aus diesem ersten Sehen entwickelt sich eine grosse, tiefe Liebe und das Glück eines Sommers, das sie beide in vollen Zügen geniessen, über den Standesunterschied hinweg. (Lene ist Plätterin). Beide haben allerdings verschiedene Vorstellungen von der Zukunft. Botho hat sich, ehe er vor die Mussheirat mit Käthe von Sellenthin gestellt worden ist, der unklaren Erwartung hingegeben von: „verschwiegenem Glück, für das er, früher oder später, um des ihr ersparten Affronts willen, die stille Gutheissung der Gesellschaft erwartete“. (S. 213). So ist sein Traum, so gehen seine Hoffnungen und Gedanken. Lene dagegen ist sich fast vom ersten Augenblick darüber klar, dass dieser Liebe nur eine kurze Erfüllung werden kann:

„Ich bilde mir gar nichts ein. Wenn ich einen liebe, dann lieb ich ihn. Und das ist mir genug. Und will weiter gar nichts von ihm, nichts, garnichts; und dass mir mein Herze so schlägt, und ich die Stunden zähle, bis er kommt, und nicht abwarten kann, bis er wieder da ist, das macht mich glücklich, das ist mir genug.“ (S. 130).

Mit Tapferkeit und seelischer Stärke sieht Lene die Begrenztheit ihrer Liebe, denn sie weiss, dass ein adeliger Leutnant keine arme Plätterin heiraten kann, sie weiss, dass es da nicht nur den Standesunterschied zu überbrücken gibt, sondern dass auch mensch-

¹⁾ Fontanes Werke R. I. Bd. 5. S. 129.

liche Probleme zu lösen sind. Aber sie hat die Kraft, das kurze Liebesglück zu geniessen, ohne traurige und bittere Gedanken für das notwendige Ende zu haben:

„Man muss allem ehrlich ins Gesicht sehen und sich nichts weiss machen lassen, und vor allem sich selber nichts weiss machen.“ (S. 146).

„Du liebst mich und bist mir treu, wenigstens bin ich in meiner Liebe kindisch und eitel genug, es mir einzubilden. Aber wegfliegen wirst du, das seh ich klar und gewiss. Du wirst es müssen. Es heisst immer „die Liebe mache blind“, aber sie macht auch hell und fernsichtig.“ (S. 145).

Als sie von der Notwendigkeit der Trennung erfährt, sagt sie:

„Ich habe es so kommen sehen, von Anfang an, und es geschieht nur, was muss. Wenn man schön geträumt hat, so muss man Gott dafür danken und darf nicht klagen, dass der Traum aufhört und die Wirklichkeit wieder anfängt. Jetzt ist es schwer, aber es vergisst sich alles, oder gewinnt wieder ein freundliches Gesicht.“ (S. 218).

Der Verzicht, den Lene leistet, der Verzicht auf den einzig geliebten Mann ist vielleicht das Schwerste, was eine Frau vollbringen kann. Lene hat nicht nur die Kraft, diesen Verzicht zu leisten, sondern darüber hinaus, ihn zu überwinden. Ihr fester Wille, das Leben so zu nehmen, wie es ist und das Beste daraus zu machen, lässt sie immer wieder ein gewisses Glück finden. Dabei ist sie keine unleidenschaftliche Natur, die nur durch die Vernunft bestimmt wird:

„Sie hatte die glücklichste Mischung und war vernünftig und leidenschaftlich zugleich. Alles was sie sagte, hatte Charakter und Tiefe des Gemüts.“ (S. 271).

Sie ist einfach, aufrichtig, wahrhaftig und natürlich, sie ist heiter und ausgelassen, und wieder ernst und nachdenklich. Fest und klar nimmt sie ihr Schicksal in die Hand, ohne sich von ihm zerreiben zu lassen. Fontane hat in „Irrungen, Wirrungen“ das Ethische des „Verhältnisses“ aufgezeigt. Er wendet sich gegen alle die Leute, die ein „Verhältnis“ verurteilen, ohne vorher die näheren Umstände geprüft zu haben. Er zeigt in „Irrungen, Wirrungen“, dass Lene ein ungleich wertvollerer Mensch ist als mancher, der der Gesellschaft angehört. Er erinnert, dass nicht jedes „Verhältnis“ unbedingt zusammenfällt mit dem Leben und den Anschauungen der Halbwelt. Wirkungsvoll hebt Fontane Lene von den Damen dieser Umgebung ab. Dies sind allerdings Geschöpfe, die trotz Gutmütigkeit (wie die alte Isabeau) doch nur auf den materiellen Wert eines „Verhältnisses“ sehen, die mehr auf tadellosen Sitz der Kleider und Handschuhe geben, als auf Verständnis und Liebe, und bei denen Knüpfen und Lösen in dieselbe Stunde fallen.

Fontane schreibt am 8. September 1887 an seinen Sohn Theo: „Auch darin hast Du recht, dass nicht alle Welt, wenigstens nach aussen hin, ebenso nachsichtig über Lene denken wird wie ich; aber so gern ich dies zugebe, so gewiss ist es mir auch, dass in diesem offenen Bekennen einer bestimmten Stellung zu diesen Fragen, ein Stückchen Wert und ein Stückchen Bedeutung des Buches liegt. Wir stecken ja bis über die Ohren in allerhand konventioneller Lüge und sollten uns schämen über die Heuchelei, die wir treiben, über das falsche Spiel, das wir spielen. Gibt es denn, ausser ein paar Nachmittagspredigern, in deren Seelen ich auch nicht hineingucken mag, gibt es denn ausser ein paar solchen fragwürdigen Ausnahmen noch irgend einen gebildeten und herzensanständigen Menschen, der sich über eine Schneidermamsell mit einem freien Liebesverhältnis wirklich moralisch entrüstet? Ich kenne keinen, und setze hinzu, Gott sei Dank, dass ich keinen kenne. Jedenfalls würde ich ihm aus dem Wege gehen und mich vor ihm als vor einem gefährlichen Menschen hüten. „Du sollst nicht ehebrechen“, das ist nun bald vier Jahrtausende alt und wird auch wohl noch älter werden und in Kraft und Ansehen bleiben. Es ist ein Pakt, den ich schliesse und den ich schon um deshalb, aber auch noch aus andern Gründen, ehrlich halten muss; tu' ich's nicht, so tu' ich ein Unrecht, wenn nicht ein „Abkommen“ die Sache anderweitig regelt. Der freie Mensch aber, der sich nach dieser Seite hin zu nichts verpflichtet hat, kann tun, was er will und muss nur die sogenannten „natürlichen Konsequenzen“, die mitunter sehr hart sind, entschlossen und tapfer auf sich nehmen. Aber diese „natürlichen Konsequenzen“, welcher Art sie sein mögen, haben mit der Moralfrage gar nichts zu schaffen. Im wesentlichen denkt und fühlt alle Welt so und es wird nicht mehr lange dauern, dass diese Anschauung auch gilt und ein ehrliches Urteil herstellt. Wie haben sich die Dinge seit dem „Einmauern“ und „In den Sack stecken“ geändert, und wie werden sie sich weiter ändern. Empörend ist die Haltung einiger Zeitungen, deren illegitimer Kinderbestand weit über ein Dutzend hinausgeht (der Chefredakteur immer mit dem Löwenanteil) und die sich nun darin gefallen, mir „gute Sitten“ beizubringen. Arme Schächer! Aber es finden sich immer Geheimräte, sogar unsubalterne, die solcher Heuchelei zustimmen.“

Eine Ehe von Botho von Rienäcker und Lene wäre allerdings nach Fontanescher Anschauung unmöglich. Eine noch so grosse Liebe muss unter den sich tausendfach wiederholenden Nadelstichen, die eine standesunterschiedliche Ehe mit sich bringt, leiden. Botho hätte seinen Beruf aufgeben müssen, denn sein gesellschaftlicher Stand hätte ihm die Ehe mit der Plätterin nie erlaubt. Aber was kann er anderes, um Geld zu verdienen und Befriedigung zu erlangen? „Ich kann ein Pferd stallmeistern, einen Kapaun tran-

chieren und ein Jeu machen. Das ist alles und so hab ich denn die Wahl zwischen Kunstreiter, Oberkellner und Croupier.“ (S. 211). Es wäre für Rienäcker kein Glück geworden, wenn er auf Stand und Beruf verzichtet hätte, denn er ist bestimmbar und weich und es hätte ihm sicherlich an Rückhalt in dieser tiefgreifenden Umstellung gefehlt. Weil Lene und Botho der menschlichen Gesellschaft angehören, müssen sie sich auch deren Satzungen unterwerfen. Sie bringen der bürgerlichen Ordnung das Opfer ihrer Liebe, so wie Grete Minde, Hilde, Cécile und Effi ihr Leben zum Opfer gebracht haben.

Lenes Schicksal ist Ausdruck Fontanescher Weltanschauung. Seine weise Lebenserfahrung warnt vor Verstößen gegen das Vernunftgesetz, die zu Unglück und oft zur Schuld führen. Das Sichere ist immer, dem Gesetz nach zu leben, und es ist meistens besser, sich aus Ungesetzmässigkeiten zu lösen „schlimmstenfalls wie der Fuchs aus dem Eisen. Es tut weh und ein Stückchen Leben bleibt dran hängen“, (S. 165) aber man hat die Aussicht auf ein relatives Glück.

II.

Gräfin Amélie von Pudagla¹⁾ und Prinzessin Eleonore von Dänemark²⁾ stellen die Dame des 18. Jahrhunderts dar. Sie sind beide mit den literarischen Gepflogenheiten der Aufklärungszeit aufgewachsen, leben und fühlen in ihnen. Aber trotz aller Geistigkeit haben sie ein Leben ohne Erfüllung geführt, ein Leben, in dem sie keine Liebe gegeben und empfangen haben.

Gräfin Amélie, ganz in französischem Geschmack erzogen, kommt in jungen Jahren an den Rheinsberger Hof, wo sie es versteht, den Prinzen Heinrich für sich zu gewinnen. Sie vereinigt in sich die Eigenschaften, die der Prinz von Frauen verlangt: Unmittelbarkeit, Witz und gute Laune, Schärfe und Treffsicherheit des Ausdrucks. Damit beherrscht sie den Hof und den Prinzen, dessen Gunst sie sich durch fortwährende Huldigungen zu erhalten weiss. Die ganze freigeistig, aufgeklärte Atmosphäre des Rheinsberger Hofes kommt ihren Neigungen sehr entgegen. Sie liest Montesquieu und Rousseau, diskutiert über Philosophie, Kirche, Moral und Politik. Sie ist voll mutiger Offenheit, voller Grazie und Pikanterie mit einem Hang zu Spottlust und Klatsch. Bei aller Geistigkeit ist sie energisch und sparsam, und sie versteht es, aus Schloss Guse, das mehr oder weniger ein Vorratshaus für Korn und Futter gewesen ist, den Sammelpunkt einer interessanten, wenn auch seltsamen Gesellschaft zu machen. Dass allerdings keine

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 1. S. 407.

²⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 369.

Frauen dazu gehören, erklärt sich daraus, dass Gräfin Amélie, wie viele geistig bedeutende Frauen, eine unüberwindliche Abneigung und Verachtung gegen die hat, „deren Französisch nur noch durch ihr Deutsch übertroffen wurde, die geheuchelte literarische Interessen hatten, und die beständig über Dinge sprachen, die ihnen ebenso unbekannt, wie gleichgültig waren.“¹⁾

Sie ist die geistvolle Frau des 18. Jahrhunderts, die noch vor dem Schlafengehen Briefe schreibt, nicht weil es nötig wäre, sondern um des Schreibens willen. Sie hat eigentlich immer ein Buch in der Hand. Als man sie tot in ihrem Sessel findet, liegt neben ihr, aus der Hand gefallen, ein Band Diderot. Sie ist eine Frau, die sich ein Leben ohne Vorhang und Kulissen nicht denken kann, die immer ihren Salon beherrscht durch ihren Geist und ihre glänzende Unterhaltungsgabe. Sie ist aber auch eine Frau, die sich ihrer Eigenart voll bewusst ist, und immer nach eigenem Willen und Geschmack handelt:

„Was sie am meisten verachtet, waren herkömmliche Anschauungen; ihre Laune war souverän; alles Aparte hatte einen prickelnden Reiz für sie.“ (S. 569).

Die christliche Welt liegt ihrer freigeistigen Gesinnung fern. Sie will nicht auf einem Kirchhof begraben sein, sie will kein Kreuz, keine Kirchenlieder, keine Predigt, sondern sie will im Guser Park liegen und einen französischen Satz auf ihrem Grabstein haben:

„L'éloge ou le blâme ne touchent plus celui,
Qui repose dans l'éternité.
L'espérance embellit ma vie et
m'accompagne en mourant.“ (R. II. Bd. 2. S. 389).

Sie ist auf Pomp und Repräsentation gestellt, aber ihre Persönlichkeit birgt keine grossen Werte. Sie hat ein kühles Leben im Geist geführt, ohne jedoch schöpferisch zu sein, wie das Genie, sondern rein nachempfindend. Wirkliche Liebe hat sie niemals für einen Menschen gehabt, ihr Leben ist im tiefsten Grunde unerfüllt geblieben. Sie wirkt wie ein Rokokoporträt aus jener Zeit, das aus seinem Rahmen heruntergestiegen ist. In der Tat hat Fontane Gräfin Amélie einer geschichtlichen Dame des 18. Jahrhunderts nachgebildet, deren Bild er uns in einem seiner Wanderbücher²⁾ gezeichnet hat. Es handelt sich um Gräfin Amalie La Roche-Aymon, geb. v. Zeuner. Gräfin Amalie hat wie Gräfin Amélie bemerkenswerte blonde Haare. Sie hat, wie Amélie, eine Zeit lang am Rheinsberger Hof gelebt, wo sie eine grosse Rolle gespielt hat.

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 1. S. 567.

²⁾ Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 1. Teil: Die Grafschaft Ruppin. Der Rheinsberger Hof von 1786—1802. Berlin 1865.

„Sie war Gast und Wirtin zugleich und der Prinz hing nicht nur an den graziösen Bewegungen der schönen Frau, er freute sich ihrer Gegenwart überhaupt und bewunderte alles an ihr.“ (S. 171).

Sie ist ebenso wie Gräfin Amélie eine resolute Frau, klug, umsichtig, tätig. (Die Parallelstelle für Amélie lautet: „die Aussicht auf Tätigkeit hatte für ihre energische Natur einen Reiz.“ (R. I. Bd. 1. S. 566). Die folgende Charakteristik der Gräfin Amalie kann man ebenso auf Gräfin Amélie anwenden:

„Die Marquise war eine stolze, selbstbewusste Frau, voll aristokratischer Tugenden. Ich mag nicht sagen, dass sie das wahrhaft Adelige repräsentierte, aber doch die Vornehmheit einer nun zu Grabe getragenen Zeit, eine Vornehmheit, die unter Umständen von der Gesinnung abstrahieren könnte und ihr Wesen in eine meisterhafte Behandlung des Formellen setzte. Die Formen der Marquise waren von der gewinnendsten Art; voller Grazie, nichts Steifes, Langweiliges und innerhalb gewisser Grenzlinien voller Freiheit und selbst voll Originalität.“ (S. 177). Das ist ganz Gräfin Amélie, die in der Tracht der königlichen Witwen auf Guse ihre aparten Freunde um sich versammelt, die einesteils so freisinnig ist, dass sie sich nicht um gesellschaftliche Urteile kümmert, die aber andererseits von den stärksten Standesvorurteilen beherrscht ist, und keine Bürgerliche in ihrem Salon duldet. —

Auf eine seltsame Weise sterben beide Gräfinnen, Amalie am Biss ihrer Lieblingskatze, Amélie am Schreck über das eigene gespenstische Spiegelbild.

Gräfin Amélie wirkt in manchen Zügen zu bildhaft, während die alte Prinzessin von Dänemark durchaus wesenhaft ist. Die ganze Atmosphäre ihres kleinen Hofes ersteht vor uns mit allen seinen Nichtigkeiten, die aber äusserst wichtig genommen werden, seien es nun politische Fragen, die zum Verkauf gestellten Wechsel eines Prinzen, die Liebesabenteuer Ebba Rosenbergs, (eines Hoffräuleins) das Übersiedeln auf ein Landschloss, ein Nachmittagsausflug oder die Skandalgeschichten über die Mätressen des Königs. Ebenso wie sich Gräfin Amélie mit „allerlei Freunden“ umgeben hat, sammelt auch die Prinzessin einen Kreis der verschiedenartigsten Menschen um sich, in dem sie ihr Leben führt, das stark auf Geistigkeit und Plauderei aufgebaut ist. Unter Verachtung von Ordnung und Eleganz (sie ist „beinahe unsorglich gekleidet“, (R. I. Bd. 4. S. 463) auf den Bilderrahmen liegt immer etwas Staub und das Sofa ist ein wenig eingesessen) hat sie die Schwäche, „sich auf die geistreiche Frau des vorigen (18.) Jahrhunderts hin auszuspielen.“¹⁾

Sie interessiert sich lebhaft für Politik, — die Schleswig-Holsteinsche Frage — jeden morgen liest sie die Zeitungen und

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 473.

das weit gründlicher, als ihre Kammerherren. Die Prinzessin interessiert sich, wie Gräfin Amélie, für Literatur und Theater. Uns werden in „Unwiederbringlich“ aber nicht wie in „Vor dem Sturm“ die ermüdenden Einzelheiten eines Theaterabends vorgeführt, sondern die Prinzessin und ihr Kreis werden uns in der Kritik eines Stückes gezeigt, (Heinrich IV. von Shakespeare) das sie gerade gesehen haben. „— — wie gewöhnlich wurde fleißig kritisiert, denn die Prinzessin hatte noch die literarischen Allüren des vorigen Jahrhunderts.“ (S. 507).

In der Kritik gibt Fontane eine indirekte Charakteristik der Kritisierenden, indem er sie die jeweiligen Lieblingspersonen nennen lässt.

„Die Prinzessin selbst, die immer etwas Besonderes haben musste, war am meisten für die beiden Friedensrichter eingenommen und erklärte, diesen Geschmack schon in ihren jungen Jahren gehabt zu haben; eine vollendete Darstellung des Philistertums habe sie von jeher mehr entzückt als alles andere, und nicht bloss auf der Bühne.“ (S. 507).

Sie ist freigeistig und hat „ein Herz oder doch mindestens ein Interesse für Eskapaden und Mesalliancen, für Ehescheidungen und Ehekämpfe“, (S. 605) und sie hat nichts einzuwenden, dass ihr Hoffräulein Ebba von Rosenberg eine „Vergangenheit“ hat und spitze Reden führt.

Die Prinzessin selbst plaudert viel und gern. Einmal sagt sie sogar, dass „Discrétion à tout prix“ langweilig sei. (S. 472).

„Denn das Menschlichste, was wir haben, ist doch die Sprache, und wir haben sie, um zu sprechen. — Ich weiss, dass ich meinerseits einen ausgiebigen Gebrauch davon mache, aber ich schäme mich dessen nicht, im Gegenteil, ich freue mich darüber.“ (S. 472).

Aber ihre ganze plauderhaft-liebenswürdige Geistigkeit vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, dass auch ihr Leben unerfüllt vorübergegangen ist; sie ist im 19. Jahrhundert die Dame des 18. geblieben, und sie mag so etwas gefühlt haben, wenn sie sagt:

„Wir armen Prinzessinnen, wir haben schon nicht viel, und aus der Welt der Wirklichkeiten sind wir so gut wie verdrängt; nimmt man uns auch noch die Märchen- und Balladenstelle, so weiss ich nicht, was wir überhaupt noch wollen.“ (S. 485).

Frau von Carayon¹⁾ ist in gewissem Sinne typisch für die Frau der Romantik. Allerdings reicht sie an geistiger Bedeutung nicht heran an Frauen wie Henriette Herz, Rahel Varnhagen, Karoline und Dorothea Schlegel, aber sie versteht es trotzdem, ihrem Salon einen Namen zu machen. Um ihren Teetisch versammeln sich alle damals in Berlin Berühmten, der Dichter Zacharias Werner besucht

1) Fontanes Werke. R. I. Bd. 3. S. 143.

sie, Prinz Louis Ferdinand spricht den Wunsch aus, sie und ihren Kreis kennen zu lernen.

Ihr Geist hat keine strenge Formung und Schulung, sie hat eine naive Freude und ein natürliches Verständnis für das Geistesleben ihrer Zeit. Sie liebt es, sich über die neuesten literarischen und politischen Fragen zu unterhalten und oft ins Schauspiel zu gehen. Ihr Geist ist von jener graziösen, gefälligen Art, wie wir ihn schon bei Melusine kennen gelernt haben. Frau von Carayons „Pläsanterien sind kritisch und doch zugleich voll guten Herzens“¹⁾ sie ist „klug und doch ohne Gelehrsamkeit und Dünkel, espritvoll und doch ohne Mokanterie.“ (S. 177).

Menschlich betrachtet ist Josephine von Carayon eine Mischung aus weitherziger Freizügigkeit und enger Ängstlichkeit. Auf den geliebten Mann verzichtet sie sofort zu Gunsten ihrer zärtlich geliebten Tochter. Die Liebesverbindung ihrer Tochter Victoire vermag ihre hochgesinnte Menschlichkeit durchaus zu verstehen, aber sie ist nicht frei genug, dieses Liebesverhältnis ihrer Tochter vor der Gesellschaft zu gestehen, wie es etwa Karoline Schlegel getan hätte. Sie ist mit ihrem ganzen Wesen ausserordentlich stark der Gesellschaft verhaftet, ein Leben ausserhalb ihrer Gleise scheint ihr undenkbar.

„Ich gehöre der Gesellschaft an, deren Bedingungen ich erfülle, deren Gesetzen ich mich unterwerfe; daraufhin bin ich erzogen, und ich habe nicht Lust, einer Opfermarotte meiner einzig geliebten Tochter zuliebe meine gesellschaftliche Stellung mit zum Opfer zu bringen. Mit andern Worten, ich habe nicht Lust, ins Kloster zu gehen, oder die dem Irdischen entrückte Säulenheilige zu spielen. Und so muss ich denn auf Legitimisierung des Geschehenen dringen.“ (S. 235). Um die Ehrenrettung vor der Gesellschaft zu erlangen, scheut sie nicht einmal vor einem Bittgang zum König zurück.

Diese starke gesellschaftliche Verhaftung ist nicht so sehr typisch für die Zeit der Romantik, als vielmehr für das Ende des 19. Jahrhunderts, und sie deutet auf Frau von Briest hin. Die oben zitierten Worte Frau von Carayons erinnern an die, die Frau von Briest an Effi schreibt, nachdem ihr Ehebruch bekannt geworden ist:

„Wir können Dir keinen stillen Platz in Hohen Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unserem Hause, denn es hiesse das, dies Haus vor aller Welt abschliessen, und das zu tun, sind wir entschieden nicht geneigt.“²⁾

Frau von Briest geht sogar noch einen Schritt weiter als Frau von Carayon (die sich nur äusserlich unterwirft, innerlich aber frei

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 3. S. 177.

²⁾ Fontanes Werke. R. II. Bd. 2. S. 409.

vom Urteil der Gesellschaft ist) — sie erkennt das Urteil der Gesellschaft als richtig an:

„Man lebt doch nicht bloss in der Welt, um schwach und zärtlich zu sein und alles mit Nachsicht zu behandeln, was gegen Gesetz und Gebot ist und was die Menschen verurteilen und, vorläufig wenigstens auch noch — mit Recht verurteilen.“ (S. 435).

Sie ist eine Frau, die von Jugend auf gesellschaftlich gedacht und gefühlt hat, in einem Maße, das uns heute staunen lässt, aber Ende des 19. Jahrhunderts in Frau von Briests Kreisen durchaus nicht ungewöhnlich gewesen ist.

Sie verzichtet sofort auf den Mann ihrer Liebe, als sich ein Bewerber einstellt, der Ritterschaftsrat ist und ein Gut besitzt. Die Heirat ihrer Tochter Effi bestimmt sie nach rein rational-gesellschaftlichen Gesichtspunkten. Obgleich Innstetten viel älter ist als Effi und ihrer Natur durchaus gegensätzlich, steht die Verbindung für Frau von Briest trotzdem fest, weil er eine gesellschaftliche Stellung und Aussicht auf Karriere hat:

„— — er ist ein Mann von Stellung und guten Sitten, und wenn du nicht nein sagst, was ich von meiner klugen Effi kaum denken kann, so stehst du mit zwanzig Jahren da, wo andere mit vierzig stehen.“ (S. 138).

Sie ist eine Frau, die in äusserem Ansehen das Höchste erblickt, was man im Leben erreichen kann, aber sie steht mit ihrer Anschauung nicht allein in ihrer Zeit, die ganze Kaste, der sie angehört, denkt wie sie, sie ist ein Beispiel für viele.

Demselben adeligen Kreis wie Frau von Briest gehört Käthe von Sellenthin¹⁾ an. Sie ist auch eine typische Frauenerscheinung vom Ende des 19. Jahrhunderts. Genau so wie sie leben ihre Freundinnen Anna Grävenitz und Elly Winterfeld und ihre Schwester Ine und alle die anderen jungen, adeligen und reichen Damen. Sie führen ein Leben der Nichtigkeiten und der Belanglosigkeiten, allerdings mit der grössten Liebenswürdigkeit und den feinsten Lebensformen. Ernst kennen sie nicht, aber nicht weil sie ihn überhaupt in Frage stellen wie Ebba von Rosenberg, sondern einfach, weil sie garnicht wissen, was er ist. Reich und verwöhnt wachsen sie auf, werden verheiratet und setzen ihr reiches und verwöhntes Leben fort. Die tiefen Probleme des Lebens und die schweren Konflikte der Menschen bleiben ihnen fern und fremd, sie gleiten an der Oberfläche hin. Käthe von Sellenthin ist reizend, hübsch und liebenswürdig, für sie ist alles heiter, leicht und angenehm:

„Sie schien Kapricen und üble Laune nicht zu kennen. Wirklich, sie lachte den ganzen Tag über, an allem ergötzte sie sich.“²⁾

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 113.

²⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 221.

Aber diese Heiterkeit wirkt beinahe schon störend, denn sie hängt nur am Kleinen und Komischen bei allem, was sie sieht. Sie lacht eben immer, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, dass es auch Pflichten gibt:

„Was andere junge Frauen vielleicht betrübt hätte: dass das Paar eben ein Paar blieb, wurde von Käthe keinen Augenblick schmerzlich empfunden. Sie lebte so gern und fand an Putz und Plaudern, an Reiten und Fahren ein so volles Genüge, dass sie vor einer Veränderung ihrer Häuslichkeit eher erschreckt als sie herbeiwünschte. Der Sinn für Familie, geschweige die Sehnsucht danach, war ihr noch nicht aufgegangen.“ (S. 229).

„Sie war unterhaltlich und konnte sich mitunter bis zu glücklichen Einfällen steigern, aber auch das Beste, was sie sagte, war oberflächlich und „spielrig“, als ob sie der Fähigkeit entbehrt hätte, zwischen wichtigen und unwichtigen Dingen zu unterscheiden.“ (S. 229).

„Sie übt die Kunst des gefälligen Nichtssagens mit einer wahren Meisterschaft“, (S. 239) und es ist erstaunlich, was sie alles an Nichtigkeiten hervorsprudeln kann. Ihre Reiseberichte aus Schlangenbad, wo sie zur Kur weilte, die sie aber natürlich nicht ernst nimmt und spazierenfährt statt die vorgeschriebenen Bäder zu nehmen, sind auch sehr bezeichnend für ihre Art. In diesen Reiseberichten plaudert Käthe nur von Nebensächlichkeiten, von „kleinen mit Kirschen und Pistazien belegten Tortenstücken, von Schaumkringeln, die aber eigentlich Karlsbader Oblaten mit eingestreutem Zucker sind.“

Wenn sie sich zu einer Betrachtung versteigt, so ist es die, dass man die ältere Kultur der Wiener an „dem Reiseneccessaire“ erkennt. Ihre Worte klingen wie angeflogenes Gesellschaftsecho und ein Freund ihres Mannes fasst das Urteil über Käthe so zusammen: „She is rather a little silly. Oder wenn du's deutsch hören willst: sie dalbert ein bisschen.“ (S. 244).

Ihr Mann nennt sie einmal liebkosend: „seine Puppe“. Tatsächlich ist sie nicht mehr als ein Spielzeug, an dem man sich wohl erfreuen kann, das aber im Leben keine ethische Berechtigung hat.

Sind Frau von Briest und Käthe von Sellenthin typisch gewesen für viele Frauen des Adels und höheren Beamtentums am Ende des 19. Jahrhunderts, so sind Frau Hratschek¹⁾, Frau von Gundermann²⁾ und Frau Jenny Treibel³⁾ typisch für die neu aufkommende Schicht der Bourgeoisie. Am stärksten und ausgeprägtesten ist die Darstellung der Frau Jenny Treibel. Es ist jener Frauentyp, der

1) Fontanes Werke. R. I. Bd. 3. S. 299.

2) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 9.

3) Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 295.

nach dem glücklichen Ausgang des deutsch-französischen Krieges aufgekommen ist, zwangsläufig entstanden durch die beginnende Wohlhabenheit. Der Sinn für Repräsentation und der Eindruck, den das Kostspielige macht, wächst. Der Träger der Wohlhabenheit ist das Bürgertum, das nun zwar in die Gesellschaft eintritt, aber da es an Bildung zu jung und auf Geistigkeit nicht eingestellt ist, in der Suche nach einem Lebensstil übertreibt. Es ist die Zeit, wo der Ausspruch gilt: „Er ist ein Schafskopf, aber sein Vater hat ein Eckhaus.“¹⁾ Es ist eine zu tiefst verlogene Zeit, die Imitationen für echt ausgibt, in der Säulen, Muscheln und Figuren aus Gips hergestellt werden, der Marmor vortäuschen soll, in der man ein Renaissancebuffet, einen gotischen Schreibtisch und ein Plüschsofa besitzt. Es ist die Zeit der Stuckengel und der künstlichen Blumenbuketts, in der der Geschmack auf dem Ornament ruht, und ein Berliner Architekt sagen kann: „Der Stil wird angeputzt“. Die Sucht nach Geschmack führt zu Geschmacklosigkeiten: der Kitsch kommt auf. Papiermaché, Wachs und Gips täuschen das Wahre und Echte vor.

Die Sphäre der bürgerlichen Frau hat sich verschoben. Aus Sabine in Freytags „Soll und Haben“ ist Frau Jenny Treibel geworden. Sie ist nicht mehr „stille Teilhaberin“ des Geschäfts wie Sabine, sondern lediglich auf Repräsentation gestellt, die Verbraucherin des Vermögens, das der Mann verdient. Sie ist kalt, hohl, heuchlerisch und ohne Herzensbildung und sie hat nur Respekt vor dem Geld.

Fontane charakterisiert den Geist der Zeit treffend in einem Brief an Georg Friedländer vom 27. Mai 1891:

„Sie schreiben, „die Welt war nie so arm an Idealen“. Diese Anschauung beherrscht mich seit Jahr und Tag, und jeder Tag bringt neue Belege und steigert mein Unbehagen bis zur Angst. Dabei muss ich bemerken, dass ich nie zu den Lobrednern des Vergangenen gehört habe, auch jetzt noch nicht gehöre. Die Zeit, in die meine Jugend fiel, Ende der dreissiger Jahre, war auch schrecklich in vielen Stücken. So in allem, was Erscheinung angeht, schrecklicher als jetzt. Die „Ruppigkeit“ von damals ist überwunden (leider noch immer nicht genug). Aber so sehr ich diesen Fortschritt anerkenne, so sehr er mich geradezu beglückt, so gewiss ist er auf halbem Wege stecken geblieben, auf der Station „Äusserlichkeit“. Alles dient dem Äusserlichen. Auf den ersten Ruck ist dadurch was gewonnen. Die Sinne werden befriedigter; aber so wie man ein bißchen schärfer zusieht, nimmt man eine Äusserlichkeits-herrschaft wahr, die mit einer gewissen Verrohung Hand in Hand geht. Die ganze Welt, man könnte beinahe sagen: die Sozial-

¹⁾ Brief vom 25. August 1891 an Fontanes Tochter Mete.

demokratie mit eingerechnet, hat sich durch gesteigerten Besitz und durch gesteigerte Lebensansprüche bis zu einer gewissen Bourgeoishöhe vielfach vom greulichsten Protzendum begleitet, entwickelt; aber von der Bewältigung der zweiten Hälfte des Weges, von der Entwicklung bis zur Aristokratie, der echten natürlich, wo das Geld wieder anfängt, ganz andern Zwecken zu dienen als dem Bier- und Beefsteakskonsum, von dieser Entwicklung unserer Zustände sind wir weiter ab denn je; weiter ab, als in jenen Armutszeiten unter Friedrich Wilhelm III., wo es tausende von höchst erfreulichen Einzellerscheinungen, namentlich im Adel, im Professorentum und unter den Geistlichen gab, Einzellerscheinungen, die derart kaum noch vorkommen.“

Am 25. August 1891 schreibt Fontane an seine Tochter Mete: „Ich hasse das Bourgeoishafte mit einer Leidenschaft, als ob ich ein eingeschworener Sozialdemokrat wäre.“

Fontane hat den Typ der bourgeoishaften Frau drei Mal geschildert, ein Mal unironisch in Frau Hratschek und zwei Mal ironisch in Frau von Gundermann und Frau Jenny Treibel. Am genauesten ist Frau Jenny Treibel gezeichnet, Frau von Gundermann (eine Nebenfigur aus dem „Stechlin“) hat Fontane mit einigen köstlichen Streiflichtern bedacht. Frau Hratschek steht etwas ausserhalb in dieser Gruppe durch das tragische Schicksal, das sich ihre Sucht nach Geld und Wohlhabenheit bereitet. Sie ist die Bourgeoise des Dorfes. Nach einem kurzen Traum von Glück und Liebe, hat sie jahrelang im grössten Elend gelebt, so tief, dass ihr Armut das Allerschlimmste scheint in der Rückerinnerung aus ihrer späteren Wohlhabenheit:

„Nur nicht arm. Armut ist das Schlimmste, schlimmer als Tod, schlimmer als — — —“¹⁾. Sie könnte ergänzen: „als Verbrechen, wenn es nur Geld bringt“.

Sie glaubt sich feiner als ihre Umgebung, das drückt sie aus durch eine besondere Sprechweise (gebildet ist ihr drittes Wort), ihren Anzug und durch den Zuschnitt ihrer Wohnung. Sie will es zu gern „vornehm haben“, (S. 315) und zur Vornehmheit gehören ihrer Meinung nach zwei mit hellblauem Atlas bezogene Sofas, ein weisslackierter Trumeau mit Goldleisten und ein mit Schildpatt eingelegerter Nähtisch, der weder zum Trumeau noch zu den Atlassofas passt. Aber dafür fehlt ihr der Geschmack, wie ebenfalls für ihre Kleidung. Alles soll möglichst prächtig sein, und so ist sie schon am frühen Morgen „sorglich und geputzt.“ (S. 312).

Sie trägt einen Ledergürtel mit einer auffällig grossen Bronzeschnalle „während in ihren Ohrringen lange, birnenförmige Bummeln von venetianischer Perlenmasse hingen. Sie wirkten anspruchsvoll und störten mehr als sie schmückten.“ (S. 313).

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 3. S. 318.

Alles dies steht im Missverhältnis zu Kramladen und Dorfschenke, dem Wirkungskreis ihres Mannes, aber für die Lächerlichkeit und Unpassendheit ihrer Anschauungen hat sie kein Gefühl. Um keinen Preis will sie ihre angefeindete und bespöttelte Sonderstellung im Dorf aufgeben, und in Armut wieder untertauchen. Darum gewährt sie ihre Hilfe zu einem Raubmord, dem allerdings später sie und ihr Mann zum Opfer fallen. Der Wahn, etwas besseres zu scheinen als sie sind, zieht beide in Tod und Verderben.

Mehr zu scheinen als man ist, mangelnde Bildung, von der aber immer gesprochen wird, Geschmacklosigkeit und kein Gefühl für Überladungen und Übertreibungen sind typisch bourgeoishafte Züge. Die Dinge, die eine alte Rasse und Kultur selbstverständlich haben, lassen sich nicht plötzlich lernen. Die Anstrengungen der Emporkömmlinge, sich Güter der alten Kultur anzueignen, bewahren sie nicht vor Übertreibungen, die sie so lächerlich machen, und abstossend wirkt vor allem ihre Meinung, alles, auch ideelle Güter mit Geld erkaufen zu können.

Frau von Gundermann beklagt sich, dass man mit niemand in der Umgebung ein gebildetes Wort sprechen könnte; aber ein paar Minuten später verrät sie den eignen Stand ihrer Bildung, als sie sich bei einer Tischunterhaltung in der lebhaftesten Darstellung von Ratten ergeht. Typisch ist auch das sofortige Sprechen über den Aufstieg ihres Mannes. „Er hat natürlich klein angefangen, bloss mit einer Mühle; jetzt haben wir nun freilich sieben, lauter Schneidemühlen, Bohlen, Bretter, einzöllig, zweizöllig und noch mehr. Und die Berliner Dielen, die sind fast alle von uns.“¹⁾

Hier ist die Freude am errungenen Besitz noch naiv, Frau von Gundermann ist in ihrem Wesen so durchsichtig, dass niemand sie falsch einschätzen kann. Bei Frau Jenny Treibel hingegen liegt der Fall komplizierter. Sie ist weit raffinierter als Frau von Gundermann, weil sie durch einen natürlichen Instinkt alle Äusserlichkeiten meistern gelernt hat. Aber ihre Gesinnung ist niedrig. Sie spricht von Idealen und bescheidener Genügsamkeit, meint aber Geld und Generalkonsulstitel.

Obgleich sie aus einem kleinen Kolonialwarenladen stammt, kommt es bei Jenny Treibel nicht mehr vor, dass sie in allem, was äusserer Stil heisst, entgleist. Sie weiss ganz genau, dass man sich nicht zu auffallend kleidet und wie Frau von Gundermann in „geblütem Atlas mit Marabufächer“ erscheint, sondern:

„Frau Jenny präsentierte sich in vollem Glanz, und ihre Herkunft aus dem kleinen Laden in der Adlerstrasse war in ihrer Erscheinung bis auf den letzten Rest getilgt. Alles wirkte reich und elegant; aber die Spitzen auf dem veilchenfarbenen Brokat-

¹⁾ Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 39.

kleide, so viel muss gesagt werden, taten es nicht allein, auch nicht die kleinen Brillantohrringe, die bei jeder Bewegung hin- und herblitzten; nein, was ihr mehr als alles andere eine gewisse Vornehmheit lieh, war die sichere Ruhe, womit sie zwischen ihren Gästen thronte. Keine Spur von Aufregung gab sie zu erkennen, zu der allerdings auch keine Veranlassung vorlag. Sie wusste, was in einem reichen und auf Repräsentation gestellten Hause brauchbare Dienstboten bedeuten, und so wurde denn alles, was sich nach dieser Seite hin nur irgendwie bewährte, durch hohen Lohn und gute Behandlung festgehalten. Alles ging, infolge davon wie am Schnürchen, und ein Blick Jennys regierte das Ganze. In ihrem Sicherheitsgefühl war sie zugleich die Liebenswürdige selbst.“¹⁾

Mit Vorliebe ergeht sie sich in sentimental Redewendungen, in denen sie das wahre Glück in kleinen Verhältnisse preist. Aber fast in gleichem Atemzuge gesteht sie, dass Selterswasser ihr zu Kopf steige, während sie langgelagerten Sherry gut vertrage. Sie, die mit materiellen Gütern gesegnet ist und die nichts anerkennt ausser der Macht des Geldes, sagt:

„Diese so viel begehrten Dinge sind wertlos für den, der sie hat. Oft wenn ich nicht schlafen kann und mein Leben überdenke, wird es mir klar, dass das Glück, das anscheinend so viel für mich tat, mich nicht die Wege geführt hat, die für mich passten, und dass ich in einfacheren Verhältnissen und als Gattin eines in der Welt der Ideen und vor allem auch des Idealen stehenden Mannes wahrscheinlich glücklicher geworden wäre.“ (S. 427).

„Wissen und Klugheit und überhaupt das Höhere, — darauf kommt es an. Es ist ein Elend mit den Äusserlichkeiten, das Glück ruht hier allein. Und dabei legte sie die Hand aufs Herz.“ (S. 430).

Mit einem Schlage aber enthüllt sich ihre Natur, als ihr Sohn ihr die Verlobung mit der armen Professorentochter Corinna Schmidt mitteilt. Da ist es plötzlich vorbei mit den schwärmerischen Sentimentalitäten und den schönen Worten über Poesie und Ideale. Ihre kalte Berechnung tritt zu Tage, die nicht den Menschen sieht, sondern nur sein Geld. Eine arme Schwiegertochter ist für Jenny Treibel eine selbstverständliche Unmöglichkeit, eher nimmt sie noch die Schwester ihrer Hamburger Schwiegertochter in Kauf, über die sie zwar, wo sie kann, schlecht redet, die aber aus einem reichen Kaufmannshaus stammt und in Beziehung Geld den Ansprüchen Jenny Treibels genügt. Ihre niedrige Gesinnung und ihre masslose Selbstüberschätzung kommen in dem Vorwurf zum Ausdruck, den sie der lebenswürdigen Corinna macht, dass sie mit „Undank, Skandal und Blamage“ lohne, obgleich sie, Jenny, Corinna gesellschaftlich heraufgezogen habe und „dass sie nun ihre Bettlade — denn um viel was anderes wird es sich nicht handeln — in das Treibelsche

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 319.

Haus tragen will.“ (S. 457). Sie bemüht sich mit allen Mitteln, die Verlobung zwischen ihrem Sohn und der reichen Hamburgerin zustande zu bringen. Vergessen sind Worte wie: „Viele beneiden mich, aber was hab ich am Ende? Stuck und Goldleisten. Treibel ist gut, aber die Prosa lastet bleischwer auf ihm, und das, was auf Kunst und Wissenschaft deutet, hat doch einen feineren Klang.“ (S. 449). Der Leitsatz ihres Lebens ist ein Ausspruch ihres Mannes:

„Unsereins rechnet und rechnet und kommt aus der Regula-de-tri gar nicht mehr heraus, aus dem alten Ansatz: wenn das und das soviel bringt, wieviel bringt das und das.“ (S. 326).

Schon als Kind ist Jenny genau wie als Frau gewesen. Sie schwärmt für Gedichte aber in „Begleitung von Courmachen und Schlagsahne“ und ihre Verehrer weiss sie so lange hinzuhalten, bis sie sich mit dem Reichsten verlobt.

„Es ist eine gefährliche Person und umso gefährlicher, als sie's selbst nicht recht weiss und sich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz für das Höhere zu haben. Aber sie hat nur ein Herz für das Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt.“ (S. 381).

„Ein Musterstück von einer Bourgeoise.“ (S. 307).

Melanie van der Straaten¹⁾ ist keine Bourgeoise, aber die Begebenheiten ihres Lebens sind eng mit dem Geist der Bourgeoisie verknüpft. Die Fabel zu dem Roman „L'Adultera“ hat Fontane einem Vorkommnis aus der Berliner Gesellschaft in den siebenziger Jahren entnommen: eine junge Frau, die mit einem älteren reichen Mann verheiratet ist, verlässt ihn, um dem Mann ihrer Liebe zu folgen. Fontane benutzt diesen Stoff, um das Unwahre einer in Bourgeoiskreisen typischen Ehe aufzuweisen.

August Bebel²⁾ schreibt über den Geist, der damals viele Ehen herbeigeführt hat.

„Die Ehe soll, darin stimmen die bürgerlichen Idealisten überein, eine Verbindung sein, die zwei Menschen nur aus gegenseitiger Liebe eingehen, um ihren Naturzweck zu erreichen.

Dieses Motiv ist aber in den seltensten Fällen gegenwärtig rein vorhanden. Von der grossen Mehrzahl der Frauen wird die Ehe als eine Versorgungsanstalt angesehen, in die sie um jeden Preis eintreten müssen. Umgekehrt betrachtet auch ein grosser Teil der Männer die Ehe von dem reinen Geschäftsstandpunkt aus, und es werden aus materiellen Gesichtspunkten alle Vorteile und Nachteile genau abgewogen und berechnet.“

Ähnlich liegt der Fall bei van der Straatens. Ein reicher, nicht mehr ganz junger Mann heiratet eine ganz junge Adelige. Sie ist

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 7.

²⁾ August Bebel: Die Frau und der Sozialismus. Stuttgart 1900. (1. Aufl. 1891.) S. 104.

aufgewachsen „ganz und gar als das verwöhnte Kind eines reichen und vornehmen Hauses“¹⁾, aber beim frühen Tod ihres Vater stellt sich die völlige Vermögenslosigkeit heraus. Die siebzehnjährige Melanie reicht dem zweiundvierzigjährigen van der Straaten die Hand, um allen Sorgen enthoben zu sein:

„Du hast mich genommen, weil du noch jung warst und noch keinen liebtest und in deinem witzigen und gesunden Sinn einsehen mochtest, dass die jungen Attachés auch keine Helden und Halbgötter waren. Und weil die Firma van der Straaten einen guten Klang hat.“ (S. 113).

Van der Straaten hat Melanie geheiratet, weil „ihre heitere Grazie fast noch grösser war als ihr Esprit, und ihre Liebenswürdigkeit noch grösser als beides“, (S. 11) weil sie witzig, intelligent und jung und hübsch ist. Sie ist „mehr sein Stolz als sein Glück.“ (S. 11).

Sie haben beide eine Schuld auf sich geladen, van der Straaten, weil er sich die Jugend und Schönheit eines Menschen mit Geld gekauft hat, Melanie, weil sie sich vom Geld blenden und kaufen liess. Sie haben die Verschiedenartigkeit der Charaktere und des Herkommens nicht berücksichtigt, was die Wahrscheinlichkeit eines unglücklichen Ausgangs ihrer Ehe in sich schliesst.

Melanie ist viel zu feinfühlig für den derben Gatten, der bourgeoishaft, nicht eben gebildet, sich in Zweideutigkeiten gefällt. Melanie kann den Ton des Hauses nicht ertragen, der „ein bißchen spitz, ein bißchen zweideutig und immer unpassend ist. Er (v. d. Straaten) weiss so wundervoll alles zu treffen, was kränkt und bloßstellt und beschämt.“ (S. 78).

„Ihres Gatten Art und Redeweise hatte sie, durch alle die Jahre hin, viel Hunderte von Malen in Verlegenheit gebracht, auch wohl in bittere Verlegenheiten, aber dabei war es geblieben. Heute, zum ersten Male, schämte sie sich seiner.“ (S. 73).

Die Liebe zu einem ihr wahlverwandten Manne und der heisse Wunsch, ihm ganz anzugehören, öffnet ihr die Augen über das verfehlte Leben, das sie bis jetzt geführt hat. Sie begreift das Unsittliche der rein materiellen Grundlage ihrer bisherigen Ehe, und mit dieser Erkenntnis wächst zugleich der Wille in ihr, sich ein neues Leben zu schaffen und mit der Lüge des alten zu brechen.

„Ich will fort, nicht aus Schuld, sondern aus Stolz, und will fort, um mich vor mir selber wiederherzustellen. Ich kann das kleine Gefühl nicht länger ertragen, das an aller Lüge haftet: ich will wieder klare Verhältnisse sehen und will wieder die Augen aufschlagen können. Und das kann ich nur, wenn ich gehe, wenn ich mich von dir trenne und mich offen und vor aller Welt zu

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 11.

meinem Tun bekenne. Und vor allem brauche ich mich selbst. Ich will wieder in Frieden mit mir selber leben, und wenn nicht in Frieden, so doch wenigstens ohne Zwiespalt und zweierlei Gesicht.“ (S. 117).

Melanie will sich wieder fühlen lernen, will Ordnung und Einheit in ihr neues Leben bringen und Treue halten beidem, ihrer Natur und dem geliebten Mann. Hinter ihrer reizenden Liebenswürdigkeit steht ein tiefer Ernst und der Eifer, eine Schuld wieder gut zu machen. Nachdem sie den Unwert ihrer Nichtehe mit van der Straaten erkannt hat, bekennt sie sich offen vor aller Welt zu ihrem Ehebruch und ihrem Willen, van der Straaten zu verlassen. Selbst ihre Kinder will sie beim endgültigen Abschied nicht mehr sehen, sie will keine sentimentale Verwirrung zu Beginn ihres neuen Lebensabschnittes¹⁾.

Ohne das Gefühl zu haben, ein Opfer zu bringen, verzichtet Melanie auf den Reichtum van der Straatens, sie wird sogar erst völlig glücklich, als sie ihre innere Wandlung selbst bewähren kann, indem sie durch französische Stunden zum Lebensunterhalt beiträgt:

„Ich will nun zeigen, was ich kann und will zeigen, dass alles Geschehene nur geschah, weil es geschehen musste, weil ich dich liebte, nicht aber, weil ich leicht und übermütig in den Tag hineinlebte und nur darauf aus war, ein bequemes Leben in einem noch bequemeren fortzusetzen.“ (S. 153).

Ihr Leben ist zweckvoll und darum sittlich geworden, wenn es auch mit einem Ehebruch angefangen hat. —

Man kann noch so viel einwenden gegen eine schlechte Komposition des Romans, (Wandrey²⁾ spricht von „epischem Geschwindigkeit“ gegen Ende des Romans) gegen die allzu grosse Häufung von Symbolen (L'Adultera Bild von Tintoretto, die ahnungsvolle Abneigung des ältesten Kindes gegen Rubehn, die nach der Hingabe im Palmenhaus gesprochenen Worte: man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, das Ballspiel, während dessen ein von Melanie zu van der Straaten geworfener Ball Rubehn trifft, u. a. m.), gegen die Gestalt des Liebhabers, die vielleicht in zu schwachen Konturen gezeichnet ist, um die grosse, alles umwandelnde Liebe Melanies verständlich zu machen³⁾.

¹⁾ Ein Vergleich mit Ibsens „Nora“ liegt nicht fern: „In erster Linie bist du Gattin und Mutter.“ „Das glaube ich nicht mehr. Ich glaube, dass ich vor allen Dingen Mensch bin.“ (H. Ibsens sämtliche Werke, S. Fischer, Berlin. Bd. 4. S. 91.)

²⁾ Conrad Wandrey: Theodor Fontane. München 1919. S. 187.

³⁾ Helene Herrmann schreibt: „Aber wie wenig vermag in „L'Adultera“ auf dieser ganz verunglückten Figur des Liebhabers ein zwingender Eindruck des Notwendigen zu beruhen. Er ist einfach langweilig — alles Seelische bleibt da gewollt.“ in „Effi Briest“ Die Frau. 19. Band. S. 618.

Alle diese Einwände können nichts an der Grundidee ändern, die Wandrey¹⁾ so ausdrückt: „Wie steht Fontane über der leblos gewordenen Konvention der bürgerlichen Moral, wie hat er das Sittliche dieses Ehebruchs aufgezeigt! Ein Motiv, das den Naturalismus später lockte, laute Akzente aufzusetzen und Schranken einzureissen um des Einreissens willen, dieses Motiv findet in L'Adultera Verwendung als notwendiger Schritt einer starken, selbstsicheren Individualität und steht im Dienst eben der Mächte, die sich dadurch bedroht fühlten. So paradox es klingt, der Ehebruch wird zur Verherrlichung der Ehe, dem lebendigen Grund ihrer Institution wird sein Recht gegeben gegen hohle, wesenlose Veräusserlichung.“

III.

Wie die Frauen, die im 2. Kapitel dieser Arbeit behandelt worden sind, typisch für eine bestimmte Zeitepoche sind, so ist Adelheid von Stechlin²⁾ typisch für einen bestimmten Menschen-schlag, den märkischen. Sie ist weniger Individuum als Illustration zu dem Begriff des märkischen Menschen, wie Fontane ihn darstellt in seiner Studie: „Die Märker und das Berlinertum.“³⁾

„Die Märker haben viele Tugenden, wenn auch nicht ganz so viele, wie sie sich einbilden, was durchaus gesagt werden muss, da jeder Märker ziemlich ernsthaft glaubt, dass Gott in ihm und seinesgleichen etwas ganz Besonderes geschaffen habe. So schlimm ist es nun nicht. Die Märker sind gesunden Geistes und unbestechlichen Gefühls, nüchtern, charaktervoll und anständig, anständig auch in Kunst, Wissenschaft und Religion, aber sie sind ohne rechte Begeisterungsfähigkeit. Das Pflichtgefühl der Märker, ihr Lerntrieb, ihr Ordnungssinn, ihre Sparsamkeit — das ist ihr Bestes. Und das sind die Eigenschaften, wodurch sie's zu was gebracht haben. Im übrigen sind sie neidisch, schabernackig und engherzig und haben in hervorragender Weise den ridikülen Zug, alles, was sie besitzen oder leisten, für etwas ganz Ungeheueres anzusehen. Ja es sind tüchtige, aber eingeeengte Leute.“

Adelheid von Stechlin, die Domina von Kloster Wutz, von der ihr Bruder Dubslav mit echt Fontaneschen Worten sagt: „so halb Königin Elisabeth, halb Kaffeeschwester“⁴⁾, oder „wer Tante Adelheid geheiratet hätte, hätte sich die Tapferkeitsmedaille verdient“, (S. 59). und „Wickelkinder, wenn sie sie sehen, werden unruhig, und wenn sie zärtlich wird, fangen sie an, zu schreien“ (S. 97), ist

1) Conrad Wandrey: Theodor Fontane. München 1919. S. 185f.

2) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 9.

3) in „Aus dem Nachlass“ von Theodor Fontane, hrsg. von Josef Ettlinger. Berlin 1908. S. 295ff.

4) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 59.

solch ein märkischer Mensch. Obgleich sie zu rechnen und anzuordnen weiss und von sehr gutem natürlichem Verstand ist, erschwert den Verkehr mit ihr: „die tiefe Prosa ihrer Natur, das märkisch Enge, das Misstrauen gegen alles, was die Welt der Schönheit oder gar der Freiheit auch nur streifte.“ (S. 97).

Sie geht wie mit Scheuklappen durch die Welt; alles ausserhalb ihrer Sphäre wird nicht anerkannt, sie eifert gegen das, was nicht in ihrem engen Gesichtskreis liegt. Der katholische Glaube wird mit den Worten abgetan: „Der Unglaube wächst und das Katholische wächst auch. Und das Katholische, das ist das Schlimmere. Götzendienst ist schlimmer als Unglaube. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Da seht es.“ (S. 98).

Obgleich sie nichts von England weiss, beharrt sie auf einem völlig beschränkten Standpunkt, den sie sich irgendwie einmal gebildet hat:

„Und wenn es dann neblig ist, dann kriegen sie das, was sie den Spleen nennen und fallen zu Hunderten ins Wasser, und keiner weiss, wo sie geblieben sind. Denn sie stehen in keinem Buch und haben auch nicht einmal das, was wir Einwohnermeldeamt nennen, so dass man beinahe sagen kann, sie sind so gut wie garnicht da. Und wie sie kochen und braten! Alles fast noch blutig, besonders das, was wir hier „englische Beefsteaks“ nennen. Und kann auch nicht anders sein, weil sie soviel mit Wilden umgehen und gar keine Gelegenheit haben, sich einer feineren Gesittung anzuschliessen.“ (S. 298f.).

Diese unbelehrbare Unduldsamkeit und Überheblichkeit wirkt geradezu albern und lächerlich. Das Gefühl für die Lächerlichkeit ihres beschränkten Standpunktes geht ihr aber völlig ab. Sie glaubt allen Ernstes, dass über die Mark nichts geht, aber nicht aus Heimatliebe, sondern aus überheblichem Dünkel. Sie geht in einem Brief an ihren Neffen Woldemar alle deutschen Stämme durch, aber keiner ausser dem märkischen vermag Gnade vor ihren Augen zu finden: Die Rheinländer sind zu katholisch, die Schlesier „sind so gut wie polnisch und leben vom Jeu und haben die hübschesten Erzieherinnen; immer ganz jung, da macht es sich am leichtesten.“ (S. 189). Die Ostpreussen „die sind wie Litauer Füllen, schlagen aus und beknabbern alles.“ (S. 189). Für sie ist es eine unumstössliche Wahrheit, dass nur die Mark das reine adelige Blut und den rechten Glauben bewahrt hat.¹⁾

¹⁾ Von gleicher Ueberzeugung ist Therese von Poggenpuhl (Fontanes Werke. R. II. Bd. 11. S. 57) beseelt, die ausser dem märkischen, keinen Adel anerkennt und unter dem märkischen den Poggenpuhlschen für den einzig echten hält.

Adelheid von Stechlin ist so nüchtern und prosaisch, dass sie, als die jungen Barbyschen Damen zum ersten Mal auf Schloss Stechlin sind, von nichts anderem zu sprechen weiss als vom Gemüsebau ihres Klosterstifts und dass in ihrer Erdbeerzucht „die Schnecken oft die Hälfte jeder Erdbeere wegfressen“. (S. 302).

Ihre herbe, ungefällige Natur entbehrt jeder Liebenswürdigkeit und in ihrer kalten Selbstgenügsamkeit versteht sie es nicht, sich in andere Menschen hineinzusetzen, noch sie anzuerkennen. Sie kann der reizenden Erscheinung der Gräfin Melusine in keiner Weise gerecht werden. Sie ahnt wohl dunkel, dass Melusine in ihrer absoluten Weiblichkeit „den besseren Teil erwählt hat:

„Sie ist so was wie ne Offenbarung. Aber wovon?“ (S. 333).

Aber ihr versteinertes Herz, das keine Demut kennt und weit entfernt ist von allem, was Melusine hat: Begeisterung, Frische, Wärme, Jugendlichkeit und Temperament, will nicht sehen und verstehen.

Fontane bringt diesen Gegensatz in klassischer Form zum Ausdruck:

„Sie waren eben Antipoden: Stiftsdame und Weltdame, Wutz und Windsor, vor allem enge und weite Seele“ (S. 444) und Graf Barby sagt:

„Melusine gefällt fast immer. Aber manchen gefällt sie freilich auch nicht. Es gibt so viele Menschen, die haben einen natürlichen Hass gegen alles, was liebenswürdig ist, weil sie selber unliebenswürdig sind. Alle beschränkten und aufgesteiften Individuen, alle Selbstgerechten und Eiteln fühlen sich durch Personen wie Melusine gekränkt und verletzt.“ (S. 338).

Ein solcher Mensch ist Adelheid von Stechlin, alles Leichte, Heitere, Freundliche des Lebens fehlt ihr, und nur das Schwere, Trübe hat sie. Sie hat nichts von jener grossen Güte, weisen Abgeklärtheit und Ruhe des Alters, wie sie Gräfin Judith von Gundolskirchen¹⁾ besitzt, die in der Einheit und Klarheit ihres Wesens menschliche Irrungen versteht und verzeiht. —

In einem Brief an seine Tochter vom 25. August 1893 schreibt Fontane: „Ein Mensch, der gar keine Liebe hat, hört auf ein Mensch zu sein, und wie er selbst ein Stein, versteinert er andere.“ Das ist Adelheid.

IV.

Die in den ersten drei Kapiteln behandelten Frauengestalten scheinen mir für die Art der Frauengestaltung bei Fontane am charakteristischsten. Allerdings sind wir mit dieser Auswahl keineswegs am Ende Fontanescher Frauengestaltung überhaupt.

¹⁾ Fontanes Werke. R. I. Bd. 3. S. 403.

Das Werk Fontanes enthält noch eine Fülle von Frauengestalten, die, wenn sie auch Nebenfiguren sind, von ihrem Schöpfer doch nicht weniger liebevoll bedacht worden sind, dem nach eigenem Ausspruch: „das Beiwerk die Hauptsache ist“¹⁾ und

„In meinen ganzen Schreibereien suche ich mich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden, um bei den Nebensachen liebevoll, vielleicht zu liebevoll verweilen zu können.“²⁾

Von diesen Nebenfiguren sind viele humorvoll behandelt, man denke an den langen Zug von Haushälterinnen, Schauspielerinnen, Klavierlehrerinnen, Stiftsfräulein und ältlichen Hofdamen.

Fontane hat gerade seine grosse Darstellungskunst in diesen kurzen Charakterskizzen bewiesen, ein paar Beispiele seien angeführt:

„In der Mitte sass die Gräfin Reale, mit einer gebogenen und doch spitz auslaufenden Nase. Alles an ihr war grau: die Robe, der Schal, das hochaufgetürmte Haar, und sie glich einem bösen Kakadu, besonders als sie jetzt ein schwarzes Lorgnon mit zwei grossen Kristallgläsern aufsetzte.

Ihre Nachbarin war ein Fräulein von Bischofswerder. Sie trug das wenige blonde Haar, das sie hatte, in zwei Locken gelegt, die aber jetzt von der Hitze des Saales ihre ohnehin spärliche Federkraft verloren hatten und in dünner ungebührlicher Länge bis an den Gürtel hinunterhingen. Überhaupt war alles lang an ihr, der Hals und die dänischen Handschuhe, die bis zum Ellbogen hinaufreichten.“³⁾

Aus diesen wenigen Worten geht das Charakterbild bereits klar hervor. Gräfin Reale ist eines jener böswilligen Geschöpfe, die selber grau in der Gesinnung von keinem Menschen etwas Gutes glauben, und Fräulein von Bischofswerder führt ein ihrem Aussehen entsprechendes dummes, langweiliges und farbloses Leben.

Voll unwiderstehlicher Komik und mit greifbarer Gegenständlichkeit sind die Frauen gezeichnet, die Frau Hulen (Vor dem Sturm) zu sich einlädt:

Da ist Demoiselle Laake, Musik- und Gesanglehrerin, deren wasserblaue Augen „horizontal in die Welt hineinlächelten, als ob sie sagen wollten: „Ich bin die Laake, ihr wisst schon, die Laake, mit reinem Ruf und unbescholtener Stimme“. Im Übrigen waren Armut, Demut und Hochmut die drei Grazien, die an ihrer Wiege gestanden und sie durch das Leben begleitet hatten.“⁴⁾

Da sind die Pfandverleiherin Frau Ziebold, „erkennbar an ihrer theaterhaften Haltung und einem eben so enganliegenden wie:

1) Brief an Theodor Wolff vom 28. Mai 1890.

2) Brief an Theodor Wolff vom 28. Mai 1890.

3) Fontanes Werke. R. I. Bd. 2. S. 188.

4) Fontanes Werke. R. I. Bd. 2. S. 163.

tief ausgeschnittenen Seidenkleid“¹⁾, und Ulrike Grüneberg „die beinahe hässlich, mit grossen, nichtssagenden und zum Überfluss auch noch vorstehenden Augen, doch die feste Überzeugung hatte: schön und durch ihre Schönheit zu etwas Höherem berufen zu sein.“²⁾

Die Stiftsdamen, über die Adelheid von Stechlin als Domina herrscht, sind auch rein humorvoll gesehen: das rundliche Fräulein von Schmargendorf, die immer fidel ist, weil sie einmal gehört hatte „Fidelität erhalte jung“ (R. II. Bd. 3. S. 102), und die trotz ihrer vierzig Jahre noch nicht aufgehört hat, „zu hoffen“; und Fräulein von Triglaff, „in der sich, wie das bei Kakadugesichtern sich so häufig findet, der Ausdruck höchster Tiefsinnigkeit mit ganz ungewöhnlicher Umnachtung verband, und ein letzter Rest von Helle, der ihr vielleicht verblieben sein mochte, war ihr durch eine stüpende Triglaffvorstellung schliesslich doch auch noch abhanden gekommen.“³⁾

Von den Künstlerinnen seien Wanda Grützmacher aus „Stine“ und Marietta Tripelli aus „Effi Briest“ erwähnt.

Beide sind durchdrungen von ihrem künstlerischen Können und haben daher ein unbedingtes Selbstvertrauen und eine grosse Sicherheit. Wanda Grützmacher ist Schauspielerin am Nordendtheater und Liebling des Publikums; ihr Wahlspruch ist: „Immer tapfer in die Bresche“. Ihre ganze unfeine Ungebildetheit kommt in den Worten zum Ausdruck: „wenn sie sich dann ausgeziert hat, dann ziert sie sich wieder nicht genug und hat so was Johligen und Genierliches.“⁴⁾

Marietta Tripelli ist Konzertsängerin. Ihre Devise ist: „immer frei weg“. Auch sie kann die kleinen Verhältnisse, aus denen sie stammt nicht verleugnen, durch ihren ungenierten Ton, der immer Verlegenheiten schafft.

Gross ist die Zahl der Haushälterinnen, Fontane hat sie in allen Abwandlungen geschildert, von der frommen Herrnhuterin Tante Schorlemmer (Vor dem Sturm) über die Herrschsüchtigen, Witwe Griepel (Vor dem Sturm), die Grissel (Ellernklipp) bis zu den treuen, alten Seelen wie Regine (Grete Minde), Friederike, (Die Poggenpuhls) Frau Schmolke (Frau Jenny Treibel), Roswitha (Effi Briest), die seit Jahren bei ihrer Herrschaft weilen und Freud und Leid mit ihr teilen. Sie sind bewundernswert in ihrer bedingungslosen Treue und Anhänglichkeit. Oft verkörpern sie das gesunde, von keiner Verbildung angekränkelte Urteil.

1) Fontanes Werke. R. I. Bd. 2. S. 168.

2) Fontanes Werke. R. I. Bd. 2. S. 168.

3) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 107.

4) Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 484.

Als die Schmolke, die eigentlich nur in Erinnerungen an ihren Mann lebt, der bei der „Sitte“ gewesen ist, von Corinnas Verlobung mit Leopold Treibel hört, fühlt sie sofort, dass er nicht der richtige Mann für Corinna ist:

„Du musst einen klugen Mann haben, einen der eigentlich klüger ist als du, und der was Männliches hat, so wie Schmolke, un vor dem du Respekt hast.“¹⁾ Auch die Kommerzienrätin hat die Schmolke durchschaut:

„Ja, Corinna, die Treibels sind gut, un bloss die Mama, die Kommerzienrätin, ja höre, da kann ich mir nich helfen, die Rätin, die hat so was, was mir nicht recht passt, un ziert sich immer un tut so, un wenn was Weinerliches erzählt wird von einem Pudel, der ein Kind aus dem Kanal gezogen hat, oder wenn der Professor so was vorpredigt un mit seiner Baßstimme so vor sich hinbrummelt: wie der Unsterbliche sagt — — — und denn kommt immer ein Name, den kein Christenmensch kennt und die Kommerzienrätin wohl auch nicht — dann hat sie immer ihre Träne un sind immer wie Stehtränen, die gar nich runter wolln.“²⁾ Auch Friederike gehört nun schon so lange zur Poggenpuhlschen Familie, dass sie ein Urteil über die einzelnen Familienmitglieder fällen kann:

„Fräulein Therese, na da wissen Sie ja Bescheid, — — — aber ich will am Ende nichts gesagt haben. Und dann Sophiechen. Nu, das Sophiechen ist ein Prachtstück. Un Manonchen ist immer fidel, das muss wahr sein.“¹⁾ Mit dieser kurzen Charakteristik trifft ihr einfaches Gemüt durchaus das Richtige.

In Roswitha, der Dienerin Effis, hat Fontane der unbedingten Treue und Anhänglichkeit, aus Dankbarkeit geboren, ein Denkmal gesetzt. Roswitha liebt Effi hingebungsvoll, sie verlässt sie auch nach der Scheidung nicht und als sie merkt, dass Effi sich nach ihrem Hund sehnt, schreibt sie einen Brief an Innstetten, in dem sie ihn um den Hund bittet. Er ist ein rührendes Dokument ihrer Treue und man kann nur in den Ausspruch Wüllersdorfs nach der Lektüre des Briefes einstimmen: „Die ist uns über.“²⁾

V.

Fontanes Mittel, die Frauengestalten zu charakterisieren, haben sich von seinem ersten Roman (Vor dem Sturm) zu seinen späteren Romanen gewandelt. In „Vor dem Sturm“ gibt Fontane jeder Frau ein ihr gewidmetes Kapitel, was ganz an die Technik seiner „Wanderungen“ erinnert. In den späteren Romanen wird diese direkte Charakteristik immer kürzer — (sie kann in wenigen Sätzen enthalten sein wie etwa von Melusine gesagt wird: „Das ist eine

1) Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 484.

2) Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 446f.

Dame und ein Frauenzimmer dazu“ und „sie war doch mehr als eine bloss liebenswürdige Dame aus der Gesellschaft“¹⁾ — um der indirekten mehr Platz zu machen, d. h. der Spiegelung des Charakters in der eigenen Rede, den eigenen Handlungen und im Gespräch anderer.

Bis zur Meisterschaft hat Fontane diese Mittel bei Melusine verwandt, deren ganze reizende Liebenswürdigkeit sich in ihrer Rede zeigt, während die Liebe und Bewunderung, die sie überall erregt, im Gespräch über sie auftauchen.

Das Äussere und die Kleidung beschreibt Fontane nur in knapper Form. In „Vor dem Sturm“ ist auch dies noch ausführlicher behandelt. Ein Beispiel für die Wandlung sei angeführt:

„Kathinka, in einem enganschliessenden polnischen Überrock von dunkelgrüner Farbe, der erst jetzt, wo sie sich erhoben hatte, die volle Schönheit ihrer Figur zeigte, war ihr dabei behilflich. Ein Anflug von Koketterie, gepaart mit jener leichten Sicherheit der Bewegung, wie sie das Bewusstsein der Überlegenheit gibt, machten sie für jeden gefährlich, doppelt für den, der noch in Jugend und Unerfahrenheit stand. Sie war um einen halben Kopf grösser als Renate; ihre besondere Schönheit aber, ein Erbteil von der Mutter her, bildete das kastanienbraune Haar, das sie, der jeweiligen Mode Trotz bietend, in der Regel leicht aufgenommen in einem Goldnetz trug. Ihrem Haar entsprach der Teint und beiden das Auge, das, hellblau wie es war, doch zugleich wie Feuer leuchtete.“²⁾

In Unwiederbringlich heisst es dagegen von Ebba:

„Im selben Augenblick erschien eine junge blonde Dame, von schöner Figur und schönem Teint, aber sonst wenig regelmässigen Zügen.“³⁾

Wie steif und langweilig wirkt die breite Ausführlichkeit in der Beschreibung Kathinkas und wie treffend und sicher gewählt sind dagegen die Worte über Ebba, die in ihrer prägnanten Kürze schon auf ihr lockendes, schillerndes, unernstes Wesen hindeuten. Eine genauere Beschreibung des Äusseren und der Kleidung wendet Fontane nur an, wenn es organisch zu der betreffenden Frau gehört. Z. B. schildert er Céciles Schönheit aufs eingehendste, weil sie unbedingt nötig in ihrem Erleben ist und darum auch dem Leser ganz deutlich gemacht werden muss. Céciles Kleidung schildert Fontane, weil sie sich darin bewundert fühlt, und Huldigungen einen wesentlichen Einfluss auf ihre Stimmung haben:

„Cécile, die sich inzwischen umgekleidet, trug, halb vorsichtshalb eitelkeitshalber, ein mit Pelz besetztes Jakett, das ihr vor-

1) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 315.

2) Fontanes Werke. R. I. Bd. 1. S. 625.

3) Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 466.

trefflich stand und mit dazu beitrug, sie zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu machen. Nichts davon entging ihr, und ihre wohlige Stimmung wuchs.“¹⁾

Ebenso ist Effis Kleid bedeutsam, das „ein blau und weiss gestreiftes, halb kittelartiges Leinwandkleid ist, dem erst ein fest zusammengezogener, bronzefarbener Ledergürtel die Taille gab; der Hals war frei, und über Schulter und Nacken fiel ein breiter Matrosenkragen“²⁾.

Dieser Anzug soll Effis ganze Kindlichkeit ausdrücken. Dasselbe Kleid trägt Effi, als sie nach ihrer Scheidung ins Elternhaus zurückkehrt, was bedeuten soll, dass sie sich im Grunde nicht verändert hat. —

Die Namen sind häufig auf den Charakter zugeschnitten.

Der grazile, französische Name Cécile passt gut zu der schönen, empfindsamen, zarten Frau.

Stine heisst eigentlich Ernestine, was hindeutet auf Ernst, Charakter und Standhaftigkeit und die zärtliche Abkürzung verrät die Gebrechlichkeit der Trägerin.

Die fromme Herrnhuterin heisst Christine und ihre Gegenspielerin Ebba von Rosenberg trägt den Namen der ersten Frau, was das elementar Weibliche ausdrücken soll (nach einer allerdings falschen Ethymologie Fontanes, der Ebba mit Eva gleichsetzt). Corinna, die kluge und ein wenig emanzipierte Professorentochter weiss ihren präziösen Namen zu tragen und in dem Namen Effi liegt all das spielerisch-zärtlich-Ängstliche, leichtsinnig-Übersprudelnde, übermütig-Wagende, unbewusst-Sündigende.

Von Mathilde Möhring sagt Fontane selbst, dass der Name nicht ganz zu ihr passe. „Das heisst, eine so ganz richtige Mathilde war sie doch nicht, dazu war sie zu hager und hatte einen etwas grisen Teint, und auch das aschblonde Haar, das sie hatte, passte nicht recht zu einer Mathilde. Nur das Umsichtige, das Fleissige, das Praktische, das passte zu dem Namen, den sie führte.“³⁾

Über den Namen Mathilde sagt Fontane in „Cécile“:

„Mathilde! Wirklich, man hört das Schlüsselbund. Und sieht die Speisekammer. Jedesmal, wenn ich den Namen Mathilde rufen höre, seh ich den Quersack, darin in meiner Mutter Hause die Backpflaumen hingen. Ja, dergleichen ist mehr als eine Spielerei, die Namen haben eine Bedeutung.“⁴⁾

Die drei Poggenpuhlschen Schwestern tragen auch zu ihrem Charakter passende Namen: die älteste, adelsstolze trägt den feierlich-steifen Namen Therese, die zweite lebensstüchtige, alles kön-

1) Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 279.

2) Fontanes Werke. R. II. Bd. 2. S. 126f.

3) Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 251.

4) Fontanes Werke. R. II. Bd. 2. S. 461.

nende, sich in jeder Situation zurechtfindende heisst Sophie, die jüngste, immer muntere, immer Pläne schmiedende, unermüdlich quecksilbrige heisst Manon.

Über Melusine und Armgard schreibt Woldemar von Stechlin in sein Tagebuch:

„An der Einen alles Temperament und Anmut, an der andern alles Charakter, oder wenn das zuviel gesagt sein sollte, Schlichtheit, Festigkeit. Es bleibt mit den Namen doch eine eigene Sache; die Gräfin ist ganz Melusine und die Komtesse ganz Armgard. Ich habe bis jetzt freilich nur eine dieses Namens kennen gelernt, noch dazu bloss als Bühnenfigur, und ich musste beständig an diese denken, wie sie da dem Landvogt so mutig in die Zügel fällt. Ganz so wirkt Komtesse Armgard.“¹⁾

„Melusine aber ist kein Zufall, und ich kann dir bloss sagen, diese Melusine ist eben eine richtige Melusine.“²⁾

„Wer Melusine heisst, sollte wissen, was Namen bedeuten.“ Ich weiss es leider. Denn es gibt Leute, die sich vor „Melusine“ fürchten. „Was immer eine Dummheit, aber doch vielmehr noch eine Huldigung ist.“³⁾

Dubslav von Stechlin sagt zur Domina: „Ja Schwester, du hast gut reden. So sicher wie du wohnt eben nicht jeder. Adelheid! Das ist ein Name, der passt immer. Und im Kirchenbuch steht sogar Adelheide.“⁴⁾

Ein sehr wirksames Mittel, das Fontane häufig anwendet, ist, die Frauen sich in antithetischer Gegenüberstellung von einander abheben zu lassen:

Vor dem Sturm

Kathinka

leidenschaftlich, ihrer Liebe lebend, lebhaft, Sicherheit der Welt, kokett.

Renate

zurückhaltend, ihrer Liebe entsagend, still, Landedelfräulein, bescheiden.

Grete Minde

Trud Minde

herbe, missgünstig, nachtragend, grämlich.

Emrentz Zernitz

heiter, gutmütig, leichtsinnig, lebenslustig.

Schach von Wuthenow

Frau von Carayon

liebenswürdig, lebenslustig, lebhaft.

Victoire

elegisch, resignierend, romantisch-sentimental.

1) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 136f.
 2) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 333.
 3) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 165.
 4) Fontanes Werke. R. II. Bd. 3. S. 332.

Cécile

Cécile
zart, anschniegend, lebensfern,
von Huldigungen lebend.

Rosa Hexel
robust, auf sich selbst gestellt,
lebensnah, ihrem Beruf lebend.

Unwiederbringlich

Christine
fromm, schwerblütig, moralisch,
ernsthaft, einen Mann liebend.

Ebba
nicht-fromm, leichtlebig, amora-
lisch, unernst, mit den Männern
spielend.

Irrungen, Wirrungen

Lene
innerlich. „Einfachheit, Wahr-
heit, Natürlichkeit.“

Käthe
äusserlich. „Salon, zurecht-
gemacht, Chic, Tournüre, sa-
voir-faire.“

Stine

Stine
zart, still, zurückhaltend,
lebensfern.

Witwe Pittelkow
robust, jähzornig, lebhaft,
lebenskräftig.

Der Stechlin

Melusine
„Die Gräfin, wie charmant und die Schwester ebenso, trotzdem
grössere Gegensätze kaum denkbar sind
alles Temperament und Anmut.

Armgard
alles Charakter, Schlichtheit,
Festigkeit.“

Die Poggenpuhls

Therese
adelsstolz, feierlich, steif, reprä-
sentierend, unpraktisch.

Sophie
talentvoll, musikalisch, sie malt
und dichtet, haushälterisch.

Manon

liebenswürdig, ohne Talente,
überall beliebt, munter, leichtlebig.

Fontane gibt in seinen Romanen den Frauen durchaus die dominierende Stellung. Die Männer, die ihnen gegenüber stehen, sind meistens schwächer als sie.

Tubal von Ladalinski, Renates Verlobter, (Vor dem Sturm) ist ein ausgesprochen schwacher Mensch, der zwar Liebe einflössen kann, aber kein Vertrauen. Grete Minde ist im Verhältnis zu Valtin die weitaus aktivere. Sie reisst ihn, der sie blindlings liebt, mit ins Verderben. Martin (Ellernklipp) erliegt vollständig dem Zauber Hildes.

Schach (Schach von Wuthenow) schwankt unentschlossen zwischen zwei Frauen und als er sich mit der einen gezwungener-

massen vermählen muss, entzieht er sich der Ehe durch Selbstmord. Er ist eitel, schwach und abhängig vom Gerede der Leute. „Er ist weder ein Mann von hervorragender geistiger Bedeutung, noch von superiorem Charakter.“¹⁾

Über Botho von Rienäcker sagt Lene: (Irrungen, Wirrungen) „Du liebst mich und bist schwach. Daran ist nichts zu ändern. Alle schönen Männer sind schwach und der Stärkere beherrscht sie. — — Und der Stärkere — — — ja wer ist dieser Stärkere? Nun, entweder ist's deine Mutter oder das Gerede der Menschen, oder die Verhältnisse.“²⁾

Mathilde Möhring sagt von Hugo Grossmann: „Hast du denn nicht seine Augen gesehen, und den schwarzen Vollbart und ordentlich ein bisschen kraus — so viel musst du doch wissen, mit solchen ist nie viel los“³⁾ und „mit einem schwachen Mann ist eigentlich nicht recht was zu machen“⁴⁾

Ebba von Rosenberg über Holk: (Unwiederbringlich) „Er hat ein gutes schwaches Herz und sein Charakter ist noch viel schwächer als sein Herz. Er ist bloss ein schöner Mann, was meist so viel bedeutet, wie gar keiner.“⁵⁾

Stines Freund, der junge Graf Haldern, ist totkrank und zu schwach, das Leben auf sich zu nehmen; er endet durch Selbstmord.

Leopold Treibel ist kaum eines eigenen Entschlusses fähig und ganz abhängig von seiner Mutter.

Crampas (Effi Briest) ist leichtsinnig, ohne inneren Halt „ein Damenmann“, wie ihn Fontane treffend bezeichnet.

Auf Ebenezer Rubehn (L'Adultera) fällt wenig Licht, die ganze Intensität ist auf Melanie konzentriert und Woldemar von Stechlin, der nichts von der Originalität seines Vaters hat, ist mit sehr blassen Farben gezeichnet.

Die Figur des Liebhabers hat Fontane entschieden nicht gelegen, er fällt ab gegenüber der Frau, bringt sie aber durch den Kontrast stärker in Wirkung.

VI.

Die Frage, ob die Frauen in Fontanes Werk Erlebnissen ihre Gestaltungen verdanken oder ob er sie aus seiner Beobachtungskunst heraus geschaffen hat, lässt sich wohl vorwiegend für die zweite Annahme entscheiden. Ein Liebeserlebnis, (wie es etwa der Frauengestaltung bei Goethe oft zugrunde liegt) ist auszuschliessen, denn Fontane ist in den sechziger Jahren seines Lebens,

1) Fontanes Werke. R. I. Bd. 3. S. 295.

2) Fontanes Werke. R. I. Bd. 5. S. 145.

3) Fontanes Werke. R. II. Bd. 2. S. 466.

4) Fontanes Werke. R. II. Bd. 2. S. 516.

5) Fontanes Werke. R. I. Bd. 4. S. 516.

als er seine Romane und seine Frauengestalten zu schaffen beginnt und ausserdem ist er eine unleidenschaftliche Natur. „Liebe, Liebe, Liebe. Ich habe selbst zu der grossen antiken Leidenschaft kein rechtes Fiduz, weil mir auf meinem bis nun gerade heute zwei- undsiebzigjährigen Lebenswege nichts vorgekommen ist, was unter der Rubrik „antike Leidenschaft“ unterzubringen wäre. Es mischt sich immer sehr viel hässlicher Kleinkram ein, der mit der Erhabenheit der Gefühle nichts zu schaffen hat. Dennoch — wenn meiner persönlichen Beobachtung auch ferngeblieben — ich will in dieser Sache nicht eigensinnig sein und will ohne weiteres zugeben, dass eine grosse gewaltige Leidenschaft vorkommt und als solche nicht bloss rücksichtslos ihres Weges schreitet, sondern, weil elementar, auch schreiten darf.“¹⁾

„Im übrigen weiss ich sehr wohl, dass ich kein Meister der Liebesgeschichte bin, keine Kunst kann ersetzen, was einem von Grund aus fehlt.“²⁾

„Was früher die jungen Damen an mir versäumt haben — worüber ich jetzt sehr milde und beinah dankbar denke — holen die alten nach. Beiden liegt wohl ein richtiger Instinkt zugrunde: die jungen fühlen heraus, dass Liebe nicht meine Force war, und die alten fühlen jetzt heraus, dass ich ein artiger und amüsabler alter Herr bin. Irgendwo kommt man immer auf seine Kosten.“³⁾

Wenn man Erlebnis aber in dem Sinn fassen will, dass der Dichter eine Gestalt seines Werkes einem Lebenden genau nachgezeichnet hat, so scheint mir dieser Fall bei Fontane ein Mal vorzuliegen, in der Identität von Corinna Schmidt (Frau Jenny Treibel) mit seiner Tochter Mete.

Fontane schreibt in zwei Briefen (vom 22. und 29. Juni 1883) an seine Frau:

„Metes Brief und ihre Karten sind wieder vorzüglich; sie hat ein ganz entschiedenes schriftstellerisches Talent, beobachtet scharf, ist geistvoll und hat für alles einen natürlichen Ausdruck. Sie tut mir leid. Wäre sie als reiche Dame geboren, so wäre sie tadellos; so aber fehlt ihr doch das zu Leben und Glück Unerlässliche: die gegebene Situation einfach zu begreifen. Jedes Land, jede Gesellschaft, jedes Lebensalter, jedes Verhältnis, jedes Portemonnaie fordert ein ganz bestimmtes Benehmen, und die entsprechende Haltung zu treffen, ist die recht eigentliche Lebensklugheit. Sie hat sich einfach in den Kopf gesetzt, „Dame zu sein“, ohne sich zu fragen, ob das so ohne weiteres geht. Dame bleiben, kann man immer; aber Dame spielen ist von den äusseren Verhältnissen abhängig, die man nicht immer in der Hand hat.“

1) Brief an Otto Brahm vom 30. Dez. 1891.

2) Brief an Emilie Fontane vom 15. Juni 1883.

3) Brief an Emilie Fontane vom 19. Juli 1883.

„Mete hat bis jetzt unser Leben, ihr Leben, das Leben überhaupt nicht richtig angesehen; kommt sie in das richtige Fahrwasser, so kann sie bei ihrer reichen Begabung ein Prachtexemplar werden. Stolz, Selbstgefühl, hoher Ehrbegriff, Noblesse — das sind alles wunderschöne Sachen, aber schon ein bißchen zu viel davon ist ein Unglück und lächerlich dazu.“¹⁾

Man geht wohl nicht fehl, wenn man sagt, dass viele Züge der Frauengestalten auf der Beobachtungskunst Fontanes beruhen. Er ist ein geradezu leidenschaftlicher Menschenbeobachter.

„Das Beobachten und Schlüssezieln ist, wie Du weisst, meine Wonne.“²⁾

„Dass Sie den Menschen betonen, ist mir das Schmeichelhafteste, schliesslich steckt da doch alles andere drin.“³⁾

„Aber die Langeweile ist kolossal und wäre noch kolossaler, wenn ich nicht das Menschenbeobachten zu einer mir lieben, unterhaltlichen und lehrreichen Kunst ausgebildet hätte. Ja, es steckt was von Genuss drin, von einer ganz feinen Sinnlichkeit, wie sie der künstlerisch veranlagte Mensch immer hat und haben muss, solange er als Künstler sieht und empfindet. Die Toiletten, ihre Schönheit und Sonderbarkeit, interessieren mich gleichermassen, und am meisten die Frauengesichter, aus denen man lange, schreckliche Romane herauslesen kann, schrecklich durch Schuld und schrecklich durch Sühne. Mitunter sieht auch ein Gesicht nach Busse aus, nach Reue nie. Nichts ist seltener als Reue; jeder ist schliesslich mit seinem Tun zufrieden und würd' es, wenn es ginge, wieder so machen.“⁴⁾

„Die Dinge beobachten gilt mir beinah mehr, als sie besitzen.“⁵⁾

Der sinnliche Akt des Beobachtens verwandelt sich dann bei Fontane in die geistige Art seiner Darstellung.

Wir können annehmen, dass wir viele Züge seiner Gestalten an den Menschen seines grossen Bekanntenkreises wiederfinden. Julius Petersen⁶⁾ hat uns die Möglichkeit gegeben, die Konzeption einer Fontaneschen Frauengestalt kennen zu lernen.

„Adelheid. Ein herbes, wenig lebenswürdiges Fräulein v. R., aber durch ihre hässliche Herbheit sich von dieser unterscheidend. Sie will umschmeichelt sein. Dann wird sie menschlich und hülfbereit. In dieser Beziehung mehr Geh. Rätthin H. als Frl. v. R. Nur hat sie von jener nicht das kleinstiezig Spiessbürgerliche.“

1) Vergl. hierzu die Ausführungen über Corinna Schmidt auf S. 30ff. der Arbeit.

2) Brief an Emilie Fontane vom 11. Juni 1883.

3) Brief an Ernst Heilborn vom 24. Nov. 1895. im Liter. Echo vom 15. Dezember 1919.

4) Brief an Martha Fontane vom 4. August 1883.

5) Brief an Emilie Fontane vom 2. Juli 1889.

6) Julius Petersen: Fontanes Altersroman. Euphorion 29. Bd. Stuttgart

Frl. v. R. ist Fontanes alte Freundin Fräulein von Rohr,
Geheimrätin H. Fontanes Hausherrin Frau Geheimrat Herrlich.

Schluss.

Das Ziel der Arbeit ist gewesen, durch die Analyse Fontanescher Frauengestalten zu Fontane selbst zu kommen, eine Erkenntnis seines Weltbildes und seiner Persönlichkeit zu erlangen.

Die Mittel seiner lebendigen und wahren Gestaltungskraft sind an den Frauengestalten aufgezeigt worden, die in ihrer durchsichtigen Klarheit hohen künstlerischen Wert haben. Die Schicksalsauffassung Fontanes, wie ich sie bei Grete Minde, Hilde, Cécile, Effi Briest behandelt habe, wies auf Fäden hin, die sich von Schopenhauer zu Fontane ziehen. Die Darstellung von Mathilde Möhring und Corinna Schmidt hat Fontanes Bedürfnis nach einem gewissen Lebensstil gezeigt, sein überlegener Humor ist besonders deutlich geworden bei den „Episodenfiguren“ (4. Kapitel dieser Arbeit), seinen Sinn für Historie haben die Repräsentantinnen des 18. Jahrhunderts bewiesen und das scharfe Erkennen der Erscheinungen seiner Zeit und ihre sittliche Wertung Frau von Briest, Käthe Sellenhin, Frau Jenny Treibel, Melanie van der Straaten.

Fast alle seine Frauengestalten sprechen Fontanes Weltanschauung aus, die wir als eine Doppelheit begriffen haben, die einerseits verstandesmächtig die bestehende Ordnung anerkennt und sich ihr zu beugen rät und die andererseits sie in Frage stellt, weil Fontane um den gebundenen Willen der Menschen weiss, die im tiefsten Grunde an ihrem Schicksal unschuldig sind. Er, als Bürger und Künstler zugleich, hat so empfinden müssen. Seine weise Lebenserfahrung drückt sich in dem Rat aus, den Mittelweg zu gehen und sich in seinem Los zu bescheiden, (Corinna Schmidt, Mathilde Möhring) um eines ruhigen, kampflösen Lebens willen, Opfer zu bringen, aber ohne heroisch betonte Feierlichkeit. (Stine, Lene Nimptsch).

Seine Haltung gegen Grete Minde, Hilde, Cécile, Effi Briest hat sein gütiges Verstehen und Verzeihen menschlicher Irrungen gezeigt, und Melusine lehrt uns die Uneingeschränktheit seines Wesens: nie den grossen Zusammenhang der Dinge zu vergessen und sich nicht einengen zu lassen. —

In verschiedenen Zeiten ist Fontane verschieden beurteilt worden. Sicher ist, dass „die Bourgeoisie“ seiner Zeit nicht das richtige Verständnis für ihn gehabt hat. Sie hat in ihm entweder den Balladendichter gesehen oder den Wanderer durch die Mark oder den Schilderer Berlins. Sie hat sein Ethos nicht verstanden.

Der Naturalismus hat dazu die Wege geebnet, seine Persönlichkeit gewertet und seine Mahnung, keine selbstgerechte Haltung in Moralfragen einzunehmen, erfasst und weitergegeben. Unsere Zeit ist über dieses Wesentlichste seines Werks nicht mehr erstaunt. Die Annäherung von Mann und Frau trägt in sich auch eine grössere Weitherzigkeit in der Beurteilung von Beziehungen zwischen Mann und Frau. Unsere psychologische Zeit gewinnt höchstes Interesse an dem Menschen überhaupt, an dem, der hinter dem Werk steht und an denen des Werkes selbst. Fontanes Persönlichkeit überzeugt, in der Kunst der Menschenbeobachtung und Menschendarstellung ist er Klassiker, wenn wir Klassik im Sinne von Vollendung begreifen.

Literatur-Verzeichnis.

- Fontane, Theodor:** Gesamtausgabe der erzählenden Schriften in 9 Bänden. Berlin 1925. Erste Reihe in 5 Bänden mit einer Einleitung von Paul Schlenther. Zweite Reihe in 4 Bänden mit einem Nachwort von Ernst Heilborn.
- Fontane, Theodor:** Gesammelte Werke in 10 Bänden. Berlin 1920. Erste Reihe in 5 Bänden. Zweite Reihe in 5 Bänden.
- Fontane, Theodor:** Gesammelte Werke. 1. Serie 10 Bände. Berlin 1905. 2. Serie 11 Bände. Berlin 1908.
- Fontane, Theodor:** Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Berlin 1865. (2. Aufl.)
- Fontane, Theodor:** Briefe an seine Familie. 2 Bände. Berlin 1904.
- Fontane, Theodor:** Briefe an seine Freunde. 2 Bände. Berlin 1910.
- Fontane, Theodor:** Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn. Herausgegeben von Wolters. Berlin 1910.
- Fontane, Theodor:** Unveröffentlichte Briefe. Herausgegeben von Ernst Heilborn. Lit. Echo. 15. Dezember 1919.
- Fontane, Theodor:** Briefe und Tagebuch mit Einleitung von M. Krammer. Neue Rundschau. Dezember 1919.
- Fontane Theodor:** Aus dem Nachlass. Herausgegeben von Josef Ettliger, Berlin 1908.
- Amann, P.:** Fontane und sein franz. Erbe. Euphorion XXI.
- Behrend, E.:** Theodor Fontanes Roman: „Der Stechlin“ Marburg 1929.
- Behrend, F.:** Aus Theodor Fontanes Werkstatt (zu Effi Briest, 1924).
- Bertram, E.:** Theodor Fontane, Briefe. Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft, Bonn V, 5 (1910).
- Brahm, O.:** Kritische Schriften. 2. Band. 1915.
- Brahm, O.:** Theodor Fontane. Neue deutsche Rundschau X, (1899).
- Burdach, K.:** Theodor Fontane. Rede bei der Enthüllung seines Denkmals. Deutsche Rundschau 144.
- Croner, E.:** Fontanes Frauengestalten. Berlin 1906.
- Ettliger, J.:** Theodor Fontane. Die Literatur. Band 18. Herausgegeben von Brandes. Berlin 1904.
- Frenzel, K.:** Fontane als Erzähler. Deutsche Rundschau 129.
- Fürst, R.:** Deutschlands Roman im 19. Jahrhundert. Prag 1903.
- Heilborn, E.:** Das Fontanebuch. Berlin 1919.
- Heilborn, E.:** Der Geist der Bismarckzeit. Berlin 1929.
- Heimann, M.:** Autobiographisches von Theodor Fontane. Neue deutsche Rundschau IX (1898).
- Herrmann, H.:** Theodor Fontanes Effi Briest. Die Frau. Band 19.
- Krammer, M.:** Theodor Fontane. Berlin 1922.
- Kricker, G.:** Theodor Fontane, von seiner Art und epischen Technik. Bonner Forschungen. Band 4. Berlin 1912.
- Kricker, G.:** Theodor Fontane. Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Band 9. 1914, mit einem Korreferat von Grete Litzmann.

- Kricker, G.:** Theodor Fontane. Der Mensch, der Dichter und sein Werk. Berlin 1921.
- Landshoff, E.:** Theodor Fontanes Effi Briest. Diss. Frankfurt a. M. 1924.
- Litzmann, B.:** Zur Entwicklung des modernen deutschen Romans. Deutsche Revue XX, 2 (1895).
- Lorenz, M.:** Theodor Fontane als Dichter. Preussische Jahrbücher 94 (1898).
- Lorenz, M.:** Die Literatur am Jahrhundertende. Stuttgart 1900.
- Mann, Th.:** Der alte Fontane. — Anzeige eines Fontanebuches. — Ueber einen Spruch Fontanes. Rede und Antwort. Berlin 1922.
- Mayne, H.:** Theodor Fontane 1819—1919. Leipzig 1920.
- Meyer, R. M.:** Gestalten und Probleme. Berlin 1905. (= Allgem. deutsche Biographie. 48. Band.)
- Meyer, R. M.:** Die deutsche Literatur des 19. u. 20. Jahrhunderts. Berl. 1923.
- Mostert, J.:** Theodor Fontane und die Gesellschaft. Diss. Bonn 1921.
- Petersen, J.:** Fontanes Altersroman. Euphorion XXIX. (1928).
- Petersen, J.:** Fontanes erster Berliner Gesellschaftsroman. Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der preussischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1929.
- Pniower, O.:** Dichtungen und Dichter, Essays und Studien. Berlin 1912.
- Poppenberg, F.:** Zwei Generationen im Roman. Magazin für Literatur 63.
- Poppenberg, F.:** Theodor Fontane. Neue deutsche Rundschau IX, 3.
- Poppenberg, F.:** Die posthume Fontanetochter. Die neue Rundschau. Band 3. 1908.
- Rodenberg, J.:** Theodor Fontanes „Vor dem Sturm“. Deutsche Rundschau. Band 18. Februar 1879.
- Roethe, G.:** Zum Gedächtnis Theodor Fontanes. Deutsche Rundschau. Januar 1920.
- Rosenfeld, H. F.:** Zur Entstehung Fontanescher Romane. Groningen 1926.
- Schlenther, P.:** Theodor Fontane. Deutscher Nekrolog. Band 3.
- Schlenther, P.:** Einleitung zu „Kritische Causerien über Theater“ von Theodor Fontane. Berlin 1904.
- Schmidt, E.:** Theodor Fontane. Deutsche Rundschau 97. (= Charakteristiken. 2. Reihe 1901).
- Servaes, F.:** Theodor Fontane. Die Dichtung. Herausgeg. von P. Remer. Band 24. Berlin u. Leipzig 1904.
- Sommerfeld, M.:** Nachwort zu Effi Briest. Volksverband der Bücherfreunde.
- Spielhagen, F.:** Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Leipzig 1898.
- Spiero, O. u. H.:** Fontane Brevier. Berlin 1905.
- Stern, A.:** Studien zur Literatur der Gegenwart. Dresden und Leipzig 1905. (3. Auflage).
- Szczepanski, P. v.:** Theodor Fontane. (Ein deutscher Lyriker.) Leipz. 1912.
- Wandrey, C.:** Theodor Fontane. München 1919.
-

Lebenslauf.

Ich, Lore Grages, wurde am 1. Dezember 1906 in Daressalam (Ostafrika) geboren, als Tochter des Baurats Ferdinand Grages und seiner Ehefrau Erna, geb. Riese.

Ich besuchte von Ostern 1913 bis Juni 1916 die Viktoria-Schule in Frankfurt am Main. Von Juni 1916 bis Juni 1918 hatte ich Privatunterricht in Konstantinopel. Im Juni 1918 trat ich wieder in die Viktoria-Schule ein und bestand dort Ostern 1925 meine Reifeprüfung. Im Oktober 1927 legte ich am Goethe-Gymnasium in Frankfurt am Main meine Ergänzungsprüfung in Latein ab.

Ich begann mein Studium der Philologie in Tübingen, wo ich während des Sommersemesters 1926 und während des Wintersemesters 1926/27 war. Das Sommersemester 1927 studierte ich in Lausanne und vom Wintersemester 1927/28 ab in Frankfurt am Main. Meine Lehrer waren insbesondere die Herren Professoren Dr. Lommatzsch, Naumann, H. Schneider, Schultz, Sommerfeld. Ihnen allen bin ich zu wärmstem Dank verpflichtet. Herrn Prof. Dr. Schultz, der mir wertvolle Anregungen zu meiner Dissertation gab, möchte ich besonders für seine fördernde Teilnahme danken.
